Nr. 56 — Jahrgang 20 Einzelnummer 0,30 Zł. Sonnabend, den 24. November 1934

Volkswille

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeiterpartei in Polen

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zł. für die achtgespaltene Zeile, ausserhalb 0.15 Zł., Anzeigen unter Text 0.60 Zł., von ausserhalb 0.80 Zł. Bei Wiederholungen tarifliche Ermässigung.

Abonnement: Monatlich 1.00 Złoty. — Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Katowice, Dworcowa 11, durch die Filiale Król. Huta, 3-go Maja 6, sowie durch die Kolporteure

Redaktion und Geschäftsstelle: Katowice, Dworcowa 11 Postscheckkonto P. K. O. Nr. 303732 Fernsprech-Anschluss: Geschäftsstelle sowie Redaktion Nr. 31378

Ostpakt wieder im Vordergrund!

Bewegte Verhandlungen in Genf. — Frankreichs Antwort an Polen. — Marseiller Mord erst auf der Januartagung des Völkerbundes

Wenn auch die offizielle Tagung des Völkerbundes erst voraussichtlich am Montag beginnen wird, da der Dreierausschuss zur Saarfrage in Rom grosse Schwierigkeiten zu überwinden hatte, herrscht in Völkerbundskreisen ein bewegtes Leben, begleitet von zahlreichen Vorbesprechungen der einzelnen Staatsmänner, die bereits seit Dienstag in Genf weilen. Zu den wichtigsten Unterredungen wird hier die Zusammenkunft zwischen Laval und Litwinow gezählt, und man merkt es auf der ganzen Linie, welche wichtige Position bereits Sowjetrussland in Genf einnimmt. In unterrichteten Kreisen des Völkerbundes will man wissen, dass Litwinows Unterredungen mit Laval, Benesch, der Türkei und den übrigen Vertretern der kleinen Entente, in erster Linie dem Ostpakt galten. Wie es heisst, soll am Donnerstag abends in Warschau der Text der französischen Note als Antwort auf die Note Becks an Frankreich eingelaufen sein.

Der Text ist mit Litwinow und Laval vereinbart worden und fordert Polen auf, sich dem Ostpakt anzuschliessen, deren Inhalt noch unter den Partnern gesondert vereinbart werden soll. In diesem neuen Angebot soll ein grosses Entgegenkommen an Polen enthalten sein, welches schliesslich die französisch-polnische Freundschaft wiederbeleben soll. Bekanntlich war die Note Becks an Barthou sehr zurückhaltend und wurde in Paris als eine „Erklärung" der polnisch-französischen Beziehungen bezeichnet. Man unterstreicht in Genf besonders, dass sich Sowjetrussland jetzt zum Schirmherrn der Slaven aufschwingen will und daher dem Abschluss eines Ostpaktes, an welchem auch Polen beteiligt sein soll, besonders Gewicht beilegt.

Eine grosse Rolle in den Genfer Verhandlungen spielt die jugoslawische Note an den Völkerbund, welche sich auf den Marseiller Mord auf König Alexander und Barthou bezieht und vom Völkerbund fordert, dass dieser die Urheber dieses Mordanschlages ermitteln möchte. Während man noch früher der Meinung war, dass die Note nur gegen einen „Nachbarn" Jugoslawiens gerichtet sein wird, heisst es jetzt, dass die, dem Sekretariat übermittelte, Belgrader Note offen Ungarn als den Herd der Terrorbanden bezeichnet. Um die jetzige Völkerbundstagung nicht zu überlasten, ist Laval, als auch die Minister Titulescu und Benesch, bemüht, auf Jugoslawien allen Einfluss aufzubieten, die Forderungen nicht zu überspannen. Es soll bereits gelungen sein, dadurch eine Entspannung in Genf herbeizuführen, dass die jugoslawischen Anklagen gegen Ungarn erst auf der kommenden Januartagung des Völkerbundsrats zur Behandlung kommen. Dann ist auch die Saarfrage zu lösen, sodass der Gegensatz Ungarn und Jugoslawien leichter beizulegen sein wird.

Der Pyrrhussieg

der braunen Diktatur in Danzig

Von Praeceptor Gedanensis.

Der Rundfunk jagt es in den Aether, Extrablattverkäufer brüllen es durch die Strassen: „Ueberwältigender Sieg der Nationalsozialisten." Die Danziger Bevölkerung stellt sich hinter die nationalsozialistische Regierung!"

Ist der Wahlsieg so überwältigend — steht die Bevölkerung hinter der Regierung — ist das Ergebnis der Kreis- und Gemeindewahlen ein Vertrauensvotum für die Notverordnungsregierung?

Der Meisterlügner Forster prägte vor ungefähr 14 Tagen folgenden Satz: **„Die Welt wird in dem Wahlergebnis vom 18. November nicht das Ergebnis aus 2 Wahlkreisen, sondern die Stimmung der gesamten Bevölkerung Danzigs sehen."**

Also, die braune Schwindelclique will mit dem Ergebnis der Abstimmung die ganze Welt belügen; denn nur durch Lüge, Hochstapelei und Betrug kann sie noch Effekte erzielen.

Die gesamte wahlberechtigte Bevölkerung Danzigs zählt ungefähr 238.000 Köpfe. In den beiden Wahlkreisen haben 33.000 gewählt, das sind 13,8% aller Wahlberechtigten, wovon die Nazis wiederum 80% auf ihre Listen buchen können. Damit also wollen sie der Welt beweisen, dass die Danziger Bevölkerung hinter ihnen steht. Wenn Sonntag für Sonntag 5000 Landsknechte eine Wählerschar von 33.000 „bearbeiten", dann ist das Ergebnis von 24.000 Stimmen für die braune Hochstapelei noch recht mager zu nennen. Für die Danziger Bevölkerung sind sie daher von nicht sehr grossem Belang, weil man die Meinung der übrigen 205.000 Wähler garnicht kennt — und zum wenigsten kennen die braunen Verbrecher die Meinung der Städtischen Wählerschaft.

Für das klassenbewusste Proletariat stand das Ergebnis von vornherein fest und wenn trotz des Terrors der Vergangenen 6 Wochen sich dennoch über 5000 Proleten zum Marxismus bekannt haben, so ist es ein Zeichen dafür, dass es 5000 Menschen unter 33.000 gab, die sich dem Terror nicht beugen. In der Stadt wird sich dieses Verhältnis verzwanzigfachen, weil hier der Zusammenhalt und die Bewegungsmöglichkeiten andere sind. Das weiss die braune Kamorra, deshalb wird sie mit allen Mitteln Wahlen in der Stadt zu verhindern suchen. Dennoch muss es uns gelingen, Volkstagswahlen herbeizuführen.

Die gesamte werktätige Klasse muss uns helfen, dieses Ziel zu erreichen.

Wir haben die Miniaturwahlen im braunen Danzig mit 178 Ueberfällen bezahlen müssen. 38 Genossen wurden verhaftet, annähernd 300 Fensterscheiben eingeschlagen, das Verbot der „Volksstimme" ausgesprochen, die Genossen Hirschfeld und Berlow sind deutschen Konzentrationslagern überantwortet. Wir können also mit Recht behaupten, dass wir gegen SA., Polizei, Gestapo, Hochstapler und Betrüger einen mörderischen Kampf auszufechten hatten. Das Landproletariat stand schutzlos dem hemmungslosen Terror der braunen Meute gegenüber. Am Wahltage wurden sie wie eine Viehherde zusammengetrieben und erhielten die Wahlzettel von ihren Führern ausgehändigt. Die Zettel wurden von der Regierung geliefert. Die braunen Betrüger hatten so alle Chancen für sich, und dennoch fanden sich 5000 (einschl. des Zentrums über 7000) die sich der grauenhaften Vergewaltigung widersetzten, indem sie offen gegen die braune Diktatur stimmten. Sie wissen, dass die braune Pest sie verfolgen wird, sie fürchten aber nicht die Verfolgung, weil sie ihre proletarische Ehre höher schätzen als Verfolgung und Leiden. Genossen! Die Idee ist das Höchste der proletarischen Güter — die sozialistische Idee mag sie auch augenblicklich durch die braunen Hochstapler in Misskredit gebracht sein, ist unser Leitstern, und wir wissen, dass sie bald wieder zu unberührter Reinheit glänzen wird, nachdem sie abgewaschen mit dem Opferblut des klassenbewussten Proletariats.

In jenen Genossen aber, die trotz Verfolgung und Leid die sozialistische Idee weiterverbreiten, gleichgültig, ob Kommunisten oder Sozialdemokraten, wachsen dem Proletariat die Führer heran, derer es bedarf, unbestechliche, unkäufliche Sozialisten, jeder ein guter Soldat in Reih und Glied. Mögen sie heute noch verachtet und verkannt sein, morgen schon wird man erkennen, dass sie die wahren Kämpfer für eine neue Weltordnung sind. Die Entwicklung läuft heute mit riesiger Schnelle vorwärts, und die Geschichte duldet nicht, dass man um der höheren Ehre des Kapitals willen eine ringende Menschheit säen lässt, ohne dass sie den Ausspruch auf die Ernte des, durch ihren Schweiss und Blut gedüngten, Bodens hätte.

Genossen! Wir alle haben gekämpft um die Unabhängigkeit unserer Länder, vielfach um die missverstandenen Ideale imperialistischer Ziele. Die Erfahrung lehrte uns erkennen, dass wir im Namen der bürgerlichen Ideale bis aufs Blut ausgesogen wurden. Weil nur wir gekämpft haben, die imperialistisch-kapitalistischen Drahtzieher aber in der Etappe ihrer Luxusbüros sassen, deshalb haben wir einen berechtigten Anspruch auf die Früchte unseres Kampfes.

Ihr in Polen — wir in Danzig und Deutschland — jeder Proletarier in seinem Lande.

Darum heisst die Parole: Weitergekämpft, her mit der Einheit des Proletariats, damit wir uns unser Vaterland bauen. Jeder in seinem Lande — alle in der ganzen Welt!

Differenzen zwischen Hitler und der Reichswehr?

Nazis gegen General von Fritsch.

In der Auslandspresse beschäftigt man sich seit einiger Zeit wieder mit dem Verhältnis der Reichswehr zu Hitler, wobei Gerüchte auftauchen, die schwer zu kontrollieren sind. Es wird indessen nicht bestritten, dass innerhalb der Reichswehr eine Fronde besteht, die nicht gewillt ist, die Führung der Wehrmacht nationalsozialistischen Dilettanten auszuliefern. General von Blomberg besitze nicht das Vertrauen der gesamten Führung und ist bei einer wichtigen Entscheidung plötzlich krank geworden, um sich nicht für eine Seite engagieren zu müssen.

In diplomatischen Kreisen wird erzählt, dass Hitler durch Göbbels dem Chef der Heeresleitung, General von Fritsch, nahegelegt hat, weil er nicht mehr das volle Vertrauen nationalsozialistischer Kreise geniesse und so wichtige Fragen, wie die Aussenpolitik und die kommende Entscheidung über die Saarfrage, Einheit der der Heeres- und Reichsleitung erforderte, daher zum 15. Dezember zurückzutreten. Das lehnte von Fritsch ab, da er sich mit seinen Truppenführern erst verständigen müsse, auf keinen Fall sei sein schon vorgesehener Nachfolger, General von Reichenau, die geeignete Persönlichkeit, da er nicht die militärischen Qualitäten besitze. Um eine Versöhnung herbeizuführen, besuchte vor seiner Londoner Reise von Ribbentropp General von Fritsch, der ihn indessen nicht empfangen hat, sondern dem Führer seine Antwort schriftlich übermitteln wollte.

Dies ist inzwischen erfolgt, aber nicht in einem Schreiben von Fritsch selbst, sondern einer Kollektivantwort der Truppenführer der Reichswehr, die jede Demission Fritsch ablehnen und eine Reihe von Forderungen, die früher zugegeben worden sind, erfüllt sehen wollen, die sich auf die völlige Auflösung der SA beziehen, weil diese mit revolutionären Ideen durchsetzt sei und keinerlei Gewähr für fähige Kampfkadres gebe. Von Blomberg soll über diesen Schritt entsetzt sein, ohne ein Machtwort sprechen zu können, wenn nicht eine offene Auseinandersetzung zwischen Reichswehr und Hitler kommen soll. Im Hintergrund steht Göring, der dadurch hofft, Vicekanzler zu werden.

Gewerkschaftsinternationale zur Saarfrage

Die Gewerkschaftsinternationale nahm eine Resolution über die Saarfrage an, in welcher sie sich dafür einsetzt, dass der Völkerbund im Interesse der Sache eine politische Geste tue, die bei der gegenwärtigen Situation sehr angezeigt und praktisch wäre, nämlich, dass in dem Falle, wenn sich beim Plebiszit die Mehrheit der Saarbevölkerung für die Beibehaltung des status quo ausspreche, die **Abstimmung** zu einem späteren Zeitpunkte, wenn ein **anderes Regime in Deutschland** am Ruder sei, **wiederholt** werden könnte. Die Gewerkschaftsinternationale ist der Meinung, dass ein derartiger Beschluss die **Situation wesentlich klären** und sehr zahlreichen Abstimmungsberechtigten des Saargebietes die **Entscheidung erleichtern** würde.

Von Doumergue zu Flandin

Von **Boris Skomorowsky**, Paris.

Der Rücktritt des Kabinetts Doumergue, der am 8. November offiziell erfolgt ist, war bereits vorher beschlossene Sache, und in politischen Kreisen war es kein Geheimnis, dass der Präsident der Republik etliche „Nachfolger" schon parat hatte.

Das Kabinett des „Waffenstillstandes" hatte durch Personalveränderungen schon vor einiger Zeit eine erhebliche Schwächung erfahren. Der schwerste Verlust war der tragisch sinnlose Tod Barthous, der markantesten Persönlichkeit im Schosse dieser Regierung. Einen weiteren Stoss hat dem Kabinett der kommunistisch-sozialistische Sieg bei den Kantonalwahlen versetzt. Am meisten jedoch wurde die Stellung der Regierung durch ihr völliges Versagen auf finanz- und wirtschaftlichem Gebiete untergraben. Das A und O der Regierungspolitik im Verlaufe der neun Monate „Waffenstillstand" war die „D e f l a t i o n", als deren Hauptträger der Finanzminister Germain-Martin, ein orthodoxer Anhänger der klassischen bürgerlichen Nationalökonomie, fungierte. Sein Hauptziel war die Erhaltung des Budgetgleichgewichts, und um dieses Zieles willen kämpfte er um den Abbau aller „unproduktiven Ausgaben", vornehmlich der Beamtengehälter und der Ausgaben für soziale Zwecke.

Dieser Fetischist des defizitlosen Budgets hat das ganze Wirtschaftsleben des Landes dem Moloch der Deflation zum Opfer gebracht, und das Ergebnis ist, dass Frankreichs Wirtschaftslage noch nie schlimmer gewesen ist als heutigen Tags. Alle Wirtschaftsindices bezeugen ohne jede Ausnahme das ununterbrochene Absinken der wirtschaftlichen Aktivität; die Krise erfasst mit ihren Fangarmen den Organismus der Nation immer fester, das Land wird in den Abgrund der Verzweiflung und Ausweglosigkeit gestürzt. Selbstverständlich wirkt das auch auf den Staatshaushalt zurück, dessen angestrebtes Gleichgewicht in der Luft hängen bleibt. Das tatsächliche Steueraufkommen bleibt hinter dem Voranschlag zurück, die „Schere" zwischen Soll und Haben öffnet sich immer weiter. Im ersten Vierteljahr des laufenden Jahres erreichte das Budgetdefizit 687 Millionen Franken, im zweiten Vierteljahr wuchs es bis auf 874 Millionen an, und im dritten Vierteljahr wurde mit einem Defizit von 1100 Millionen der Rekord gebrochen. Für die ersten neun Monate 1934 stellt sich das Defizit auf 2661 Millionen Franken!

Die Verschärfung der Krise findet ihren Ausdruck im besonderen im Anwachsen der Erwerbslosigkeit. Ende Oktober beträgt die Zahl der offiziell gezählten und unterstützten Erwerbslosen (die die wirkliche Arbeitslosigkeit auch nicht einmal annähernd widerspiegelt) fast 350.000. Eine solche Zahl ist in Frankreich nie dagewesen, sie übersteigt sogar die Ziffer der entsprechenden Woche des Vorjahres um 50 Prozent! Indes hat gerade in den letzten Jahren eine teils „freiwillige", durch den Hunger bedingte, teils durch behördliche Massnahmen erzwungene Abwanderung der ausländischen Arbeitskräfte, die früher, in der Zeit der Hochkonjunktur importiert worden waren, stattgefunden. Der Winter setzt dabei gerade erst ein, und in den kommenden Monaten ist eine weitere saisonmässige Zunahme der Arbeitslosigkeit unvermeidlich.

Als der reinste Bluff hat sich die vom Arbeitsminister Marquet mit Hilfe der ungeniertesten Reklamemätzchen verkündete Arbeitsbeschaffung erwiesen. In Wirklichkeit hat das Kabinett Doumergue zur Bekämpfung der Krise und zur Milderung ihrer Auswirkungen nicht das Geringste getan: es verliess sich in träger Passivität auf die erlösende Wirkung der „Wirtschaftsgesetze", deren Spiel das gestörte Gleichgewicht eben von allein wiederherstellen sollte.

Was ihm im Wirtschaftlichen danebengeraten war, hat nun Doumergue in der politischen Ebene wieder hereinholen wollen. Seine eigenen Misserfolge versuchte er auf die Mangelhaftigkeit der ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel zurückzuführen. Mit Unterstützung der Presse wurde eine g r o s s a n g e l e g t e K o m p a g n e für Staats- und Verfassungsreform unternommen: die Exekutive sollte gestärkt, das Parlament in seinen Rechten beschnitten, die Beamtenschaft ins Bockshorn gejagt werden. Durch die Strassenmeutereien vom 6. Februar zur Macht emporgetragen, verlegte sich Doumergue, der würdige Parlamentsgreis, der seine ganze Karriere in den Wandelgängen des Parlaments gemacht hat, darauf, den Volkstribun zu spielen, der über den Kopf der Kammer hinweg an die Nation selbst appelliert. Ein Zeichen der Zeit: der traditionelle weisse Schimmel der Diktatoren wird abgelöst durch das Mikrophon!

Die monarchistischen und faschistischen Gruppen der verschiedenen Schattierungen, die nur der Hass gegen Republik und Sozialismus eint, gewährten Doumergue begeistert ihre Unterstützung. Für den Fall seines Rücktritts drohten sie eine neue Revolte an. Doch wieder einmal hat sich die Gültigkeit der Worte bestätigt, die vor einem halben Jahrhundert schon dem General Boulanger entgegengehalten worden sind: „In Ihrem Alter war Napoleon schon eine Leiche!"

Der Versuch der Errichtung einer Herrschaft einzelner Männer scheiterte an dem Widerstand, dessen stärkste Antriebskraft die Sozialistische Partei gewesen ist. In einer Reihe glänzender Artikel hat Leon Blum im „Populaire" aufgezeigt, dass Doumergues „neue" Weisen nichts anderes sind, als alte bonapartistische Sirenengesänge, neu vertont für faschistischen Stimmklang. Und es ist der Sozialistischen Partei gelungen, nicht nur die proletarischen Massen, sondern auch die breitere demokratische Oeffentlichkeit gegen diese altneuen Pläne mobil zu machen.

Freilich ist mit dem Sturz Doumergues der Kampf gegen den Faschismus nicht abgeschlossen. Alle entscheidenden Probleme, die Doumergue nicht hat lösen können, bleiben auf der Tagesordnung. Wird das neue Kabinett Flandin, das nur in einzelnen Personen von dem gestürzten abweicht, imstande sein, der täglich anwachsenden Schwierigkeiten Herr zu werden? Die Ueberwindung der Krise, die Rettung der Republik, die Umwandlung Frankreichs in eine soziale Demokratie: das alles hat zur Voraussetzung neue Männer, neue Methoden, neue Programme. Geben kann sie nur die Sozialistische Partei, wenn sie sich auf eine zielklare, gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft stützt und die werktätigen Massen des Landes hinter sich führt.

Restlose Ausschaltung der Arbeiterschaft

Aufhebung des Verhältniswahlrechts.

In politischen Kreisen Warschaus kursieren Gerüchte, als wenn die Verfassungsreform dennoch eine Erledigung finden würde. Der „Elite-Senat" ist zwar fallen gelassen worden, aber dafür soll die Regierungsmehrheit auf andere Weise unbedingt gesichert werden. Man beabsichtigte die Aenderung der Wahlordination, wobei das Proporzsystem beseitigt werden und einmandige Wahlkreise geschaffen werden sollen, sodass der Regierungsblock nach den Erfahrungen der Kommunalwahlen sich eine Zweidrittelmehrheit im Sejm und Senat sichert. Hier sollen dann Minderheiten, Nationaldemokraten und die sonstigen Oppositionellen durch Berufung ihre „Vertretung" finden.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Beseitigung des Proporzsystems in der Wahlordnung den schärfsten Schlag gegen die Arbeiterschaft bedeutet, wie auch gegen die Minderheiten, die mit Ausnahme der Ukrainer gar keine Vertretung im Sejm finden würden. Die Nationaldemokraten würden als eine so verschwindende Opposition in Erscheinung treten, dass sie garnicht zu einer Beeinflussung der Politik in Frage kämen. Obgleich man sich in Regierungskreisen recht wohl der Folgen bewusst ist, die die Aenderung der Wahlordination nach sich ziehen muss, will man diesen Weg gehen, um die Verfassungsreform zu Ende zu führen. Sozialisten, Deutsche und Juden, verschwinden ganz im Sejm, und dass nennt man dann den Kurs nach links, um auch die Arbeiterschaft zur Verantwortung an der Staatsleitung heranzuziehen.

„Alte Garde" gegen Göbbels

Wie die „Basler Nationalzeitung" wissen will, kursieren in Berliner SA-Kreisen Gerüchte über eine stürmisch verlaufene Versammlung der sogenannten „Alten Garde" der Nationalsozialisten der ersten Kampfjahre, die am 9. November abends im grossen Saale am Friedrichshain stattfand und an der auch Propogandaminister Göbbels teilnahm. Es herrschte hier eine sehr feindselige Stimmung gegen den Führer und den jetzigen Kurs der Nationalsozialisten in der Regierung. Göbbels, der die Menge umsonst zu beschwichtigen suchte, sei mit höhnischen und feindseligen Zurufen überschüttet worden. Es kam soweit, dass die „Alte Garde" und die Mehrheit der Versammlung den Saal räumte und den Propagandaminister inmitten nur noch eines kleinen Häufleins „Unentwegter" u. „Getreuen" zurückliess.

Es geht besser und besser...

Während man im Dritten Reich redlich bemüht ist, auf der ganzen Linie nur Fortschritte im Aufbau zu verkünden, wird jetzt amtlich zugegeben, dass die Spareinlagen der deutschen Sparkassen von 12.160 Millionen Mark auf 11.213 Millionen zurückgegangen sind. In einem Monat ist also ein gewaltiger Run auf die Sparkassen erfolgt, es wird gehamstert, weil man zum Wirtschaftsdiktator Dr. Schacht, und vor allem zur Währung, kein Vertrauen hat. Aber sonst geht es besser und besser, wenigstens im Rundfunk!

Gil Robles Angst vor der Wahrheit!

Warum eine marxistische Untersuchungskommission aus Spanien ausgewiesen wurde. — Die Kathedrale als Festung der „Accion Popular" gegen Aufständische. — Wie Greuelmärchen entstehen.

Durch die bürgerliche Presse ging, nicht ohne sichtliches Behagen, eine Meldung, dass eine marxistische Untersuchungskommission aus Spanien aus den Cortes verwiesen und schliesslich an die spanische Grenze gebracht wurde. Die, aus französischen und englischen Sozialisten bestehende, Untersuchungskommission wollte unter anderem untersuchen, wieweit die Greuel, die angeblich spanische Arbeiter während der Aufstandszeit begangen haben, der Wahrheit entsprechen. Sie wandte sich daher an keinen geringeren, als den Führer der katholischen Aktion, damit er ihr das Material eröffne, wieweit die Angriffe gegen die Aufständischen gerechtfertigt seien. Aber Gil Robles weiss, wie die spanische Presse lügt, um einfach alle Schuld auf die Aufständischen abzuwälzen, den Arbeitern Schandtaten zuzuschreiben, die teils der Soldateska, teils aber den Jüngern des Gil Robles, unterlaufen sind. Nichts einfacher, als, statt der Aufklärung zu dienen, die Untersuchungskommission nicht zu empfangen und sie schliesslich aus Spanien ausweisen zu lassen. Wer die Greuel in Asturien veranlasst hat, Kirchen und Kathedralen zum Schutz für sich missbrauchte und daraus Festungen gegen die Aufständischen machte, beweist am besten die weiter gegebene Tatsache, wobei man geflissentlich verschweigt, dass die meisten öffentlichen Gebäude und Kirchen, als sie von den Aufständischen gegenüber dem Militär erobert wurden, von Bombenflugzeugen vernichtet worden sind, also Regierungsarbeit darstellen.

In der katholischen Presse regt man sich über die angeblichen „Kirchenschändungen" durch die Revolutionäre Asturiens auf. Wer es war, der die Kirchen zu Kriegszwecken benützte, meldet der Sonderberichterstatter des katholischen „Heraldo de Madrid" jetzt aus Oviedo:

In der Kathedrale befanden sich einige Dutzend Sturm- und Zivilgarden, einige Soldaten und Jugendliche der „Accion Popular" (Organisation des katholischen Führers Gil Robles), die von der Kathedrale aus schossen, sie taten es mit so viel Erfolg, dass die Revolutionäre bei ihren Angriffen gegen das gegenunter Hinterlassung von vielen Toten und Verwundeten zurückzukehren. Unter denen, die den Turm überliegende Regierungsgebäude gezwungen waren, der Kathedrale verteidigten, hob sich ein Junge von der „Accion Popular" hervor. Er war ein ausserordentlicher Schütze. Jede Kugel, die von seinem Gewehr kam, warf einen der Angreifer nieder".

Das nur eine Tatsache, die von einem spanischen Blatt als Heldenstück der Verteidigung gegenüber den Aufständischen zugestanden wird. Und wie würde erst der Bericht der Untersuchungskommission aussehen. Verständlich, wenn Gil Robles, der päpstliche Statthalter in Spanien, nichts davon wissen will, dass die ganze Wahrheit über die Greuel in Spanien ans Tageslicht kommt. Nun, man wird andere Mittel finden, um Gil Robles zur Wahrheit zu zwingen. Der „Hinauswurf" der Marxisten beweist nur das unruhige Gewissen der „Sieger".

Der „Ley-Deutsche" nur noch Beilage

Das Zentralorgan der „Deutschen Arbeitsfront", soll infolge Abonnentenschwunds vom 1. Januar sein Erscheinen einstellen und nur noch als Wochenbeilage im „Völkischen Beobachter" zum Ausdruck kommen. Der „Völkische Beobachter" selbst hat in den letzten Wochen gegen 50.000 Leser verloren, sodass man das Ley-sche Sprachrohr der Arbeitsfront eingehen lässt, um Hitlers Leiborgan das Leben zu erhalten. Neben dem „Deutschen" Leys werden am 1. Januar noch etwa 4 alte früher bürgerliche Blätter ihr Erscheinen einstellen, weil es eben im Dritten Reich besser und besser wird und die Leser den nationalsozialistischen Schwindel nicht mehr ertragen können und lieber nach der ausländischen „Greuelpropaganda" greifen, die von den braunen Machthabern verfolgt wird, aber von den „Hitlerfreunden" gern genossen wird.

Schweden und die internationale Lage

In S t o c k h o l m fand ein grosses Friedensmeeting statt, an dem nicht weniger als 16 Friedensorganisationen teilnahmen. Dabei hielt der Minister ohne Porteifeuille U n d e n — früher schwedischer Aussenminister — eine Rede, in der er betonte, die schwedischen Völkerbundsdelegierten hätten immer alle Vorschläge unterstützt, die auf eine Erweiterung der Vollmachten des Völkerbundes für den Fall kritischer Situationen hinausliefen. Diese Vorschläge hätten eine Verminderung der Handlungsfreiheit der einzelnen Mitgliedsstaaten des Völkerbundes als selbstverständliche Folge. Was die Abrüstung im besonderen betreffe, so habe Schweden die verschiedenen Sicherheitsprojekte vorurteilslos geprüft. Alle Pläne, die die Schaffung einer **internationalen Polizeitruppe** betrafen, seien von Schweden mit Wohlwollen aufgenommen worden.

Keine ständige Friedenskonferenz

Die „Abrüstungskonferenz" ist unter dem Vorsitz Hendersons in Genf am Dienstag zusammengetreten, um ihre Arbeiten „wieder aufzunehmen". Man beschloss den Entwurf einer Konvention gegen den Waffenhandel und Waffenherstellung, seitens der amerikanischen Delegation, einer Kommission zu überweisen und die Frage einer ständigen Konferenz für Abrüstung demnächst zu diskutieren. Hierbei schlug der sowjetrussische Delegierte Litwinow erneut einen Antrag vor, die Abrüstungskonferenz in eine ständige Friedens- und Sicherheitskonferenz umzuwandeln, was zunächst abgelehnt wurde. Da damit die Tagesordnung erschöpft war, vertagte sich die Konferenz bis Mitte Januar 1935. Wenn es so weiter geht, so wird die Abrüstungskonferenz auch noch am jüngsten Tage neue Tagesordnung für die kommende Welt vorschlagen und dann endgültig zusammentreten oder sich in Wohlgefallen auflösen.

Polnisch-Schlesien

Nazizuhälter als Sittenrichter

In Ermangelung einer würdigeren Tat für die „katholische Sache“ fühlt sich der „Oberschlesische Kurier“ berufen, den Sittenrichter über die heldenhaften Kämpfe der spanischen Arbeiterklasse während des letzten Aufstandes zu spielen. Er übernimmt einen Greuelbericht des päpstlichen Organs „Osservatore Romano“, der bereits in seinem Inhalt vom sozialistischen „Daily Herald“ widerlegt worden ist, ohne dass der „Osservatore Romano“ bisher den Mut aufgebracht hat als katholisch sein wollendes Blatt seine Lügen zu korriegieren. Wir hätten diesen „Greuelbericht“ ruhig hingenommen, weil wir recht wohl wissen, dass es bei Kämpfen zwischen Militär und Aufständischen nicht. wie beim fröhlichen Fussballspiel zugehen kann und dass Uebergriffe passiert sind die zu mildern wir keinerlei Ursache haben. Aber wer sich zum Sittenrichter über den spanischen Aufstand aufschwingen will, der muss zunächst selbst ein wenig rein sein, was man vor allem wieder von einem katholisch sein wollenden Blatte fordern könnte. Dazu ist allerdings der „Oberschlesische Kurier“ am allerwenigsten berufen. Er hätte viel, sehr viel nachzuholen, wenn er in erster Linie im Dritten Reich Umschau halten wollte, nachdem er sich nun einmal zum Zuhälter der braunen Pest herabgewürdigt hat. Diese Entrüstung über die Greuel in Spanien hätte sich der „Oberschlesische Kurier“ sparen können, dafür aber etwas ausführlich über den 30. Juni schreiben sollen, wo Katholiken vom Schlage Klausener und Probst hingemordet worden sind, von den gleichen Nazis, zu dessen Fürsprechern in Polen sich der „Oberschlesische Kurier“ bisher aufgeschwungen hat. Und nicht aus katholischen Idealen, sondern aus Selbsterhaltungstrieb, über den zu sprechen wir uns noch vorbehalten.

Der „katholische“ „Oberschlesische Kurier“ tut sehr entrüstet über die Vorgänge in Asturien. Wir zeigen an einer anderen Stelle, wie sich der Führer des Klerus in Spanien davor drückt, nach der Wahrheit forschen zu lassen, weil Gil Robles sehr wohl weiss, was dabei für ihn herauskommen würde. Aber, wenn die Arbeiter sich einmal an ihren schärfsten Unterdrückern rächen, so tut man so entrüstet, als wenn dies einzig in der Welt wäre. Nun, die spanischen Arbeiter haben für ihre angeblichen Grausamkeiten sehr berühmte Vorgänger, dem „Oberschlesischen Kurier“ dürfte die Geschichte der spanischen Inquisition nicht unbekannt sein, und wir sind nicht abgeneigt, einige Kapitel zu seiner Kenntnisbereicherung im „Volkswille“ abzudrucken. Es würde sich dabei herausstellen, dass keine weltliche Macht soviel Sadismus und Marterqualen aufbringen konnte, wie es in Spanien der Fall war, als die „heilige Inquisition“ am Ruder war. Wenn also die spanischen Arbeiter während des Aufstandes nicht gerade liebevoll mit ihren Gegnern umgegangen sind, so wussten sie wohl, was sie zu erwarten haben, wenn ihre Gegner siegreich werden. Und was sich heut in spanischen Gefängnissen und auf Polizeiwachen und Militärstationen vollzieht, gibt dem Weltkatholizismus den allerwenigsten Anlass, sich über die Greuel der Aufständischen aufzuregen.

Wo war das „Entsetzen“ des „Oberschlesischen Kuriers“ und des Papstes, als in Wien Artillerie und Bomben auf die Schutzbündler gefeuert wurden, als man mit Brandbomben und Maschinengewehren gegen wehrlose Frauen und Kinder in Wien bei den Februarkämpfen vorgegangen ist? Was hat der „Oberschlesische Kurier“ auch heute noch zu den Martern zu sagen, denen in Oesterreich sozialistische Gefangene ausgesetzt sind? Dazu schweigt das „katholische“ Blatt, denn es geschieht doch alles im Zeichen der päpstlichen Wünsche eines Ständestaates. Als ein mit dem Tode ringender Schutzbündler zum Galgen bei den Februarkämpfen geführt wurde, da war es eine katholische Tat, für die der „Oberschlesische Kurier“ kein Wörtchen der Entrüstung hat. Der „Oberschlesische Kurier“ erträgt es mit Seelenruhe, wenn im Dritten Reich die Hitlerjugend Lieder singt, mit der Forderung, die „Pfaffen“ zu hängen und abzuschlachten, weil die Auftraggeber des „O. K.“ die Führer dieser braunen Horden sind, da kommt kein Wort der Verurteilung aus der Redaktion, und darum ist es uns verständlich, wenn der Kurier erst nach Asturien wandern muss, um seine „katholische“ Heuchelei über die spanischen „Greuel“ zum Ausdruck zu bringen. Wer selbst dem braunen Pesthauch auf den politischen Seiten dient, und das nicht gerade selbstlos, der hat kein Recht, sich moralisch über die spanischen Aufständischen zu entrüsten. Wer soviel Greuel des Dritten Reichs mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe deckt, der hat das Recht verwirkt sich als katholischer Sittenrichter aufzuspielen, und man muss ihn beim richtigen Namen nennen: Nazizuhälter!

Die Arbeitslosigkeit wächst

Amtlichen statistischen Angaben zufolge waren am 17. November in Polen 310.094 Arbeitslose registriert. Im Vergleich zur Vorwoche bedeutet dies ein Anwachsen der Arbeitslosigkeit um 7768 Personen.

Die Rechnungslegung der Budgets vor dem Sejm

Ablehnende Deklaration der sozialistischen Fraktion. — Gegen die Schenkung von 34.000 Złoty an die kirchliche Administration. — Interpellation über die parteiische Behandlung der Arbeiter bei Arbeitszuweisung.

Die Plätze der verstorbenen Abgeordneten Sosiński und Grzonka sind mit Blumensträussen geschmückt, und es scheint, dass die erste Tagung des Schlesischen Sejms nach dem Sommerurlaub unter diesem Zeichen der Trauer steht. Jedenfalls ist keine rechte Lust nach Auseinandersetzungen vorhanden, obgleich gerade die Rechnungslegung über die Budgetabschlüsse von 10 Jahren reichlich dazu Gelegenheit bieten würde, sich mit den Problemen unserer Autonomie auseinanderzusetzen. Während die sozialistische Fraktion in ihrer Deklaration die Motive der Ablehnung dieser Art der Behandlung des Materials begründet, begnügen sich die bürgerlichen Klubs mit einer Zusatzerklärung, die die Annahme der Rechnungslegung nicht als ein Vertrauensvotum für den Wojewoden, bezüglich der Finanzwirtschaft, sehen wollen. Nur noch zum zweiten Punkt der Tagesordnung wendet sich der sozialistische Klub gegen die Schenkung von 34 385,98 Złoty gewährten Krediten an die kirchliche Administration, in einer Zeit, wo man gerade von den Arbeitslosen die grössten Opfer fordert und dieser Betrag, zugunsten der Arbeitslosen angewendet, manche Not lindern könnte. Die übrigen Punkte der Tagesordnung werden angenommen, auch schliesslich die Erlöschung der Mandate der Abgeordneten Sosiński, Grzonka und Chmielewski.

Einberufung des Parteitages

Auf Grund des Art. 29 des Organisationsstatuts der D. S. A. P. wird der Parteitag der D. S. A. P. für den 8. und 9. Dezember 1934, vormittags 10 Uhr, nach Bielitz (Arbeiterheim) einberufen. Die Tagesordnung des Parteitages umfasst:

1. **Berichte,**
2. **Die aktuellen Probleme des Sozialismus,**
3. **Die nächsten Aufgaben der Partei,**
4. **Neuwahlen.**

Die Zusammensetzung des Parteitages ist in den Rundschreiben an die Parteibezirke festgesetzt worden.

Der Parteivorstand.

Nach Erledigung der üblichen Formalitäten zur Tagesordnung, hört das Plenum stehend die Gedenkrede des Sejmmarschalls für die verstorbenen Abgeordneten Sosiński und Grzonka, denen die polnische Allgemeinheit besonderen Dank schuldet. Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, haben beide als Autodidakte sich emporgearbeitet und ihr Wissen und Wirken in den Dienst der Gewinnung der Unabhängigkeit Polens gestellt. Man wird den Toten Dank und Ehrung übers Grab hinaus erweisen.

Nunmehr referiert Abg. Chmielewski über die Budgetabschlüsse, die er, mit reichlichem Material begründet, zur Annahme empfiehlt, mit der Massgabe, dass die Streitfragen einer noch zu schaffenden Instanz überwiesen werden, soweit es sich um Budgets bezüglich der sejmlosen Zeit handelt oder Uebertragung von Krediten, die nicht mit Zustimmung des Sejms erfolgt sind. Der Korfantyklub bringt einen Ergänzungsantrag ein, der die Annahme der Beschlüsse der Budgetkommission empfiehlt, indessen daraus nicht ein Vertrauensvotum für den Wojewoden über die Finanzwirtschaft sehen will.

Gegen die Annahme der Resolutionen wendet sich der sozialistische Klub durch den Genossen Dr. **Glücksmann,** der in einer längeren Deklaration auf die Umstände hinweist, unter denen die Budgetabschlüsse getätigt worden sind und das Verhältnis, welches sich aus einer solchen Haltung des Sejms ergeben muss. Zahlreiche Konflikte zwischen Sejm und Exekutivorganen sind bisher nicht gelöst, und auch jetzt sollen die Differenzen erst von einer noch zu schaffenden Instanz bereinigt werden. Das widerspricht dem klaren Wortlaut der Autonomie, wonach Ausgaben nur mit Zustimmung des Sejms oder durch dessen ausdrückliche Nachbewilligung erledigt werden können. Dies betrifft nicht nur die sejmlose Zeit, sondern auch die Teile der Rechnungslegung, die seinerzeit vom Sejm gebilligt worden sind. Das Anhäufen von Konflikten, die noch ausstehende Schaffung des organischen Statuts der Wojewodschaft, ermöglichen es der sozialistischen Fraktion nicht, für die Beschlüsse der Budgetkommission zu stimmen und damit diese Art der Erledigung der Rechnungslegung über die Budgets zu billigen.

Gegen die Stimmen der Sozialisten werden dann die Rechnungslegungen angenommen. Abg. Dr. Hager referiert alsdann über ein Projekt, wonach der katholischen Kirchenverwaltung 34.385 Złoty geschenkt werden sollen, die sie seinerzeit als Kredit zur Einrichtung der Administration erhalten hat.

Abg. Gen. **Machej** wendet sich gegen diese Art Schenkungen in einer so schwierigen Zeit, wo man doch selbst an Arbeitslosenunterstützungen noch Ersparnisse zu machen pflegt und hier mit so leichter Hand eine bedeutende Summe verschenkt. Der sozialistische Klub müsse sich schon deshalb gegen dieses Projekt wenden, weil ja gerade klerikale Blätter vom Bankrott des Sozialismus sprechen, aber die Kirche selbst nur ihre Existenz von öffentlichen Geldern aufrechterhält, zu denen auch die Sozialisten ihre Beiträge zahlen müssen. Gegen die Stimmen der Sozialisten wird das Projekt angenommen. Abg. Breliński und Dombrowski behandeln dann ein Gesetz, zum Schutz der Landwirtschaft, besonders gegen die Ausdehnung verschiedener Pflanzenkrankheiten. Gegen das Projekt wendet sich Gen. **Machej,** weil die dort vertretenen Strafen zwischen 10 bis zu 10.000 Złoty ungerechtfertigt seien und ersucht um Zurückweisung an die Kommission. Der Antrag wird abgelehnt und das Gesetz selbst angenommen. Angenommen wird ohne Diskussion das Gesetz über den Verkauf von sechs Chausseehäuschen an die Kreisverwaltung Pless, über die Abg. Schmiegel referiert.

Die Wojewodschaftsanträge, betreffend das Projekt zur Erweiterung der öffentlichen Arbeiten und um eine umfangreichere Beschäftigung Arbeitsloser, ferner das Projekt, betreffend Enteignung von Grund und Boden zu Wasserbauzwecken, sowie das Projekt, betreffend die Ueberweisung verschiedener Budgetpositionen auf andere Budgettitel, werden ohne Diskussion der Budget-, Sozial- und Rechtskommission überwiesen.

Ueber das Erlöschen der Mandate der Abgeordneten Sosiński und Grzonka, hat die Geschäftsordnungskommission festgestellt, dass durch den Tod der beiden Abgeordneten deren Mandate erloschen sind, während durch Verlesen des Niederlegungsschreibens des Abgeordneten Wieniawa-Chmielewski durch den Sejmmarschall, auch dessen Mandat erloschen ist. Die drei vorerwähnten Abgeordneten gehören dem Korfantylager an.

Hierauf verliest der Sejmmarschall eine Interpellation des Korfantyklubs, die sich an den Wojewoden richtet und ihn ersucht, durch eine besondere Verordnung Vorsorge zu treffen, dass in den Arbeitsämtern und an massgebenden Instanzen bei der Zuteilung von Arbeitsstellen und Beschäftigung nicht parteiisch verfahren werde, sondern jeder Arbeitslose ohne Unterschied seiner politischen Zugehörigkeit gleichberechtigt behandelt werde. Die Interpellation ist der Sozialkommission überwiesen worden. Damit war die Tagesordnung erschöpft, die nächste Sitzung wird schriftlich einberufen.

Konfliktbeilegung bei Pless?

In unterrichteten Kreisen verlautet, dass die Zwangsverwaltung bei den Plessischen Verwaltungen demnächst beigelegt werden soll. Ein englisches Konsortium will an Pless eine grössere Anleihe geben, die zur Deckung der Steuerrückstände und der sonstigen dringenden Schulden reichen soll. Ein Direktorium, bestehend aus polnischen Vertretern, die den Behörden nahestehen, sowie Vertrauensmänern des Fürsten Pless und des englischen Konsortimus, soll die Gesamtverwaltung in die Hand nehmen und gewisse Reformen durchführen, die einen weitgehenden Einfluss polnischer Instanzen vorsehen. Die bisher ausgesprochenen Personalveränderungen sollen bestehen bleiben. Soweit zu ermitteln ist, wird Prinz von Pless, der bisherige Präsident des Deutschen Volksbundes, nicht mehr auf die bisherigen Güter zurückkommen, sein jüngerer Bruder Bolko von Pless soll Bevollmächtigter des alten Fürsten werden. Die Zwangsverwaltung hat nämlich bei der bisherigen „Sanierung“ bis auf die Personalfragen wenig Glück gehabt, sodass intressierte Kreise es gern sehen möchten, wenn sie ihre „Wirksamkeit“ bei Pless recht bald einstellt, wenn hieraus nicht eine ganze Finanzkatastrophe folgen soll. Da neues Geld aus englischen Quellen fliessen soll, ist man einer solchen „Regelung“ der Pless-Konflikte nicht abgeneigt.

Vom Patentpatrioten zum Defraudanten

5 Jahre Gefängnis für 31.000 Złoty.

Vor dem Rybniker Gericht rollte sich dieser Tage ein Prozess ab, der auf unsere Verhältnisse eigenartige Schlaglichter wirft. Angeklagt war der Direktor des Staatlichen Gymnasiums, dem die Unterschlagung von etwa 31.000 Złoty zur Last gelegt wurde. Direktor Kondziella, der es verstand, sich als Hyperpatriot zu gebärden, stand der Umgebung schon lange im Verdacht, dass es mit seinen Geldangelegenheiten nicht mit richtigen Dingen zugeht, zumal er alle Welt anzupumpen verstand. Sein Patriotismus aber verhinderte ein energisches Vorgehen, sodass die defraudierten Summen aus den verschiedensten Quellen die Höhe von 31.000 Złoty erreichten. Vor Gericht kamen Zustände zur Sprache, die jeder Beschreibung spotten, welches Luxusleben auf Kosten anderer hier ein Patriot Jahre hindurch führen konnte. Das Gericht erkannte Kondziella schuldig und verurteilte ihn zu 5 Jahren Gefängnis.

Früchte der Volksbundjugend

Die Jugend gegen Ulitz und die Abteilung VI.

Wer erinnert sich nicht der grosszügigen Reklame für die Volksbundjugend und insbesondere der Hinweise des Geschäftsführers Ulitz, dass dem Volksbund ein grosses Werk gelungen und die gesamte deutsche Jugend jetzt in der Volksbundjugend, der späteren „jungen Generation", der Abteilung VI, erfasst sei. Was diese Volksbundjugend wert ist und war, haben teils gegenseitige Polemiken in den gleichgeschalteten Blättern und ihren Gegnern ergeben, teils auch Gerichtsverhandlungen, die ein recht eigenartiges Licht auf die „Erzeugnisse" Ulitz'scher Schöpfung werfen. Der „Aufbruch" zum Beispiel weist der Abteilung VI im Volksbund, der Volksbundjugend, nach, dass sie eine finanzielle Lotterwirtschaft treibe, in einem einzigen Quartal über 100.000 Złoty verwirtschaftet habe, dass die beiden Bonzen, immer nach dem „Aufbruch" zitiert, mit der Volksbundjugend politisch Missbrauch treiben und im übrigen in keiner Weise Jugendarbeit im Sinne deutscher Kulturförderung leisten.

Man war geneigt, die Kritik der Jungdeutschen als eine Art Neid anzusehen, bis nun die gesamte deutsche Jugend, gewerkschaftliche und bündische, mit Ausnahme der Arbeiterjugend, die nichts mit dem patriotischen Nazirummel der Jugend zu tun hat, sich in einem direkt rebellischen Aufruf an Ulitz wendet, um Abhilfe gegen die Pflanze Ulitz, die Volksbundjugend in der Abteilung VI, zu schaffen. Man fordert wie es in einer Entschliessung heisst sofortige Schliessung der Abteilung VI, weil diese politisch intrigiere, keinerlei Jugendarbeit leiste, nur unnütz Geld verbrauche und obendrein rein diktatorisch auf Geheiss Ulitz wirke, der sich mit keiner der Jugendorganisationen bei Besetzung der Bonzenposten verständigt habe. Man fordert, nach Auflösung der Abteilung VI, die Ueberweisung des Etats an den Kulturbund, der seinerzeit eine Jugendabteilung einrichten soll, die Mittel diesen Bünden und Organisationen zur Verfügung stellt. Die Entschliessung der 13 Jugendorganisationen kann nicht anders gedeutet werden, als ein Misstrauensvotum gegen den Geschäftsführer Ulitz des deutschen Volksbundes, der, statt durch die Volksbundjugend der deutschen Kulturarbeit zu dienen, nur ein endloses Chaos innerhalb der Jugend zuwege gebracht hat.

Wir wollen nicht auf Einzelheiten eingehen, die so inzwischen in der Abteilung VI passiert sind, aber in der fraglichen Sitzung der Jugendverbände ist Material an den Tag gefördert worden, das jeder Beschreibung spottet. Ja, so kommt von Tag zu Tag unter dem Nazigeist des Volksbundes manche „Kulturblüte" in Erscheinung, genau so, wie mit den Massenkorruptionen im Dritten Reich. Und da soll noch einer daran zweifeln, dass die Welt einmal dankbar sein wird für den „Aufbruch der Nation", als deren Apostel sich in der Wojewodschaft Schlesien der „Dr. h. c." Ulitz in mancher Rede fürs Reich reklamiert hat.

Die Weihnachtsgabe der Spółka Bracka

20prozentige Kürzung der Renten wahrscheinlich.

Der Vorstand der Knappschaft in Tarnowitz tritt am Sonntag, den 25. November, zu einer Tagung zusammen, in welcher die Kürzung der Renten um 20 Prozent beschlossen werden soll. Bekanntlich jammert die Knappschaft seit Monaten, das die Defizite bereits bis Ende dieses Jahres 5 Millionen Zloty erreicht haben, ohne dass es möglich ist, eine Sanierung durchzuführen. Während man schon mehrfach die Renten der Pensionäre und Invaliden gekürzt hat, sind die Gehälter der Angestellten und Direktoren seit Jahren die gleichen, und zur „Sanierung" wurde sogar ein Regierungsdelegat eingesetzt, der ein Gehalt bezieht, womit einige hundert Rentner befriedigt werden könnten. Die Knappschaft hat ferner gegen 20 Millionen eingefrorener Anleihen, die gleichfalls nicht eingebracht werden können, und so macht man sich das Leben leicht, indem man die Renten und Bezüge der Mitglieder um 20 Prozent kürzen wird. Hier hat sich die Regierung nicht als grosszügig erwiesen und der Knappschaft nicht einige Millionen vorgestreckt, damit eine Rentenkürzung an den Aermsten der Armen verhindert wird. Aus der deutsch-polnischen Verrechnung über die Sozialinstitute sollen an Polen gegen 22 Millionen Schweizer Franken gefallen worden sein, von deren Verwendung bisher nichts bekannt ist und die jetzt zur Sanierung der Sozialiinstitute beitragen könnten. Hoffentlich wird auf der kommenden Vorstandssitzung auch diese Frage diskutiert.

Unterschlagungen beim Kattowitzer Magistrat

In einer Interpellation des Abg. Dr. Kopocz wurde auf der letzten Sitzung der Kattowitzer Stadtverordneten der Stadtpräsident Dr. Kocur angefragt, wieweit der Magistrat Schritte unternommen hat, um sich jene Gelder zu sichern, die im Betrage von 10.000 Zloty vor einiger Zeit durch 3 Beamte unterschlagen wurden. Dr. Kocur erklärte, dass die fraglichen Beamten entlassen sind, verschwieg aber, ob irgend etwas unternommen wurde, um die 10.000 Złoty öffentlicher Gelder zu sichern, oder ob die Angelegenheit gerichtlich verfolgt wird. Nun heisst es, dass einer der entlassenen Beamten bereits Bemühungen macht, auf den Namen der Frau ein Restaurant zu erwerben, ob der Magistrat ebenso geschwind ist, um zu seinem Gelde zu kommen, ist unbekannt.

Drang nach Osten oder Erhaltung national-kultureller Belange?

Unser Artikel „Von der Volksgemeinschaft zum Trümmerhaufen" hat der polnischen Presse, und insbesondere der „Polska Zachodnia", willkommene Gelegenheit gegeben, aus dem Inhalt jenen Nutzen zu ziehen, der nun einmal gegenüber der deutschen Minderheit hierzulande in hohem Kurs steht. Wir haben nichts dagegen, wenn die „Polska Zachodnia" den massgebenden Instanzen in Kattowitz und Warschau empfiehlt, aus dem Inhalt die nötigen Konsequenzen zu ziehen, nur scheint es uns reichlich spät, denn zu diesem Thema reden wir doch, unseres Wissens nach, schon zehn Jahre. Wenn die „Polska Zachodnia" nun glaubt, dass die deutsche Minderheit ohne Berliner Unterstützung nicht auskommen kann, so irrt sie ein wenig, aber der Zweck heiligt die Mittel, und um sich an der deutschen Minderheit zu reiben, ist ja der „Polska Zachodnia" jedes Mittel recht. Wir unsererseits brauchen weder bezüglich Stresemann, noch gegenüber deutschen Regierungen unter sozialistischer Führung, irgend etwas in unserer Haltung zu korrigieren. Wir haben die Faustschläge Steresemanns ins würdige Licht gestellt, wie wir die Panzerkreuzerpolitik der Müller-Severing verurteilt haben, wir haben den Papen-Schleicher, wie Hindenburg gegenüber, unsere Verständigungspolitik dargelegt und den Kampf gegen den Volksbund geführt, als es noch nichts von Jungdeutschen gab und Dr. Pant mit im Konsortium des Volksbundes sass. Aber wir müssen uns dagegen zur Wehr setzen, wenn aus unserem Artikel der „Drang nach Osten" herausgelesen werden soll, als wenn alle Angehörigen der deutschen Minderheit im Dienste des Nazismus ständen. Da muss schon die „Polska Zachodnia" eine reinliche Scheidung treffen, wen sie meint, denn schliesslich stehen ihr ja die Leute um den Volksbund, die sich im Zeichen der deutsch-polnischen Verständigung als die allein hundertprozentigen Deutschen den polnischen Behörden gegenüber offerieren, geistig viel näher, als uns, die wir uns mit diesem Nazideutschtum herumschlagen müssen.

Und noch ein kleiner Beitrag zur Minderheitsfrage! Es ist nicht die deutsche Minderheit allein, die einen Gärungsprozess durchlebt. Es geht der polnischen Minderheit in Deutschland nicht viel besser, und auch dort sind die Gegensätze lediglich darauf zurückzuführen, dass eben Elemente von auswärts auf den Gang der Minderheitenpolitik Einfluss gewinnen wollen. Vielleicht informiert sich die „Polska Zachodnia" einmal beim „Bund der Polen" in Deutschland, und sie wird dann weniger Anlass nehmen, ihre Freude über die Zersetzung im deutschen Lager zur Schau zu tragen. Und wie in Deutschland, so sieht es auch innerhalb der polnischen Minderheit in der Tschechoslowakei aus. Die „Polska Zachodnia" brachte erst dieser Tage ihre Entrüstung über den polnischen Sozialisten Chobot zum Ausdruck, weil dieser in einer Parlamentsrede die tschechischen Behörden anrief, dass sie gegen die Einflüsse des polnischen Konsuls in Mährisch-Ostrau, bezüglich der polnischen Minderheit, intervenieren. Auch diese Tatsache zeugt doch von nichts anderem, als das gewisse Einflüsse versucht werden, gegen die sich eben ein anderer Teil der Minderheit wehrt. Aber dies sollen nicht unsere Sorgen sein, es ist nur ein Hinweis, der für gewisse Moralisten am Platze ist.

Nun die finanzielle Unterstützung der nationalen Belange. Der „Polska Zachodnia" dürfte es wohl nicht unbekannt sein, dass sich kein Volkstum in der Krisenzeit aus eigener Kraft erhalten kann, das trifft wiederum für die Deutschen, als auch für die Polen zu. Man wird doch bei der „Polska Zachodnia" wissen, dass hier für die Auslandspolen Sammlungen gemacht werden, um Hilfe den polnischen Volksgenossen für ihre kulturellen und nationalen Bedürfnisse zu bringen. In Deutschland geschah und geschieht das Gleiche durch den Verein für das Deutschtum im Ausland. Wogegen wir uns wehren, das ist, dass man solche Unterstützungen politisch missbraucht. Dagegen die Behörden gegen die Minderheit aufzurufen, zeugt nicht vom guten Gewissen, sondern dient lediglich dazu, um der ganzen deutschen Minderheit zu schaden. Denn gerade nach dem so günstigen Stand der polnisch-deutschen Beziehungen sollte es den massgebenden Faktoren in Kattowitz und Warschau sehr leicht möglich sein, diesem Unheil ein Ende zu machen, ohne dabei an den Drang nach Osten oder gar an Massnahmen zu denken, die sehr wenig mit der sogenannten Toleranz gegenüber den Minderheiten in Einklang zu bringen sind.

Aus der Partei

„Neu beginnen"!

Revolutionsgedenken in der Chorzower Parteigruppe.

Am Sonntag nachmittags fand im Chorzower Volkshaus eine starkbesuchte Mitgliederversammlung statt, welche besonders der Erinnerung an die Novemberstürme 1918 gewidmet war. Nach Begrüssung der Anwesenden und Bekanntgabe der Tagesordnung wurde ein gemeinsames Kampflied gesungen, dem eine begeisterte Rezitation des Jugendgenossen G. folgte, welche den Kampfruf „Neu beginnen" zum Ziel hatte. Dann wurde das letzte Protokoll verlesen und angenommen. Nun referierte Genosse Kowoll ausführlich über die Lehren des November 1918, wobei Vergleiche mit anderen Volkserhebungen gezogen wurden, aus denen stets die Erkenntnis geschöpft werden kann, dass jede, ob die deutsche, die russische, die polnische oder französische Revolution, ihre Früchte, wenn auch erst nach Jahrzehnten, zeitigt. Uebergehend auf die Zeiterscheinungen unseres Landes, kommt der Redner auch auf jene Elemente in unseren Reihen zu sprechen, die wohl gute „Genossen" waren, als auch die Sozialisten noch etwas zu verteilen hatten, aber jetzt, wo die Not ins Unermessliche steigt, schnell einen anderen Hafen suchen. Die Arbeiterschaft soll aber froh sein, wenn sich die Geister reinlich scheiden, aber es sich zur doppelten Aufgabe machen, Aufklärung und Erkenntnis in ihre Reihen zu tragen, um zum gesteckten Ziel zu gelangen.

Im anschliessenden Punkt wurden verschiedene Parteiangelegenheiten geregelt, u. a. eine Frauenversammlung beschlossen; ferner inbezug auf die Tätigkeit des Bundes für Arbeiterbildung ein praktischer Vorschlag unterbreitet. Da keine Wortmeldungen mehr vorlagen, fand die gutverlaufene Versammlung um 7 Uhr mit dem Gesang der „Internationale" ihr Ende.

Zur Silberhochzeit

übermitteln wir auf diesem Wege unseren bewährten Mitarbeitern in Partei und Arbeiterwohlfahrt, dem Genossen und der Genossin **Franz** und **Angelika Gruza** aus Chorzow die herzlichsten Glückwünsche. Frisch auf zur Goldenen!

Oeffentl. Versammlung der DSAP u. PPS. in Murcki

Unsere Gegner versuchen, aus der allgemeinen Situation den Schluss zu ziehen, dass die sozialistische Idee am Absterben sei und dass nur noch der Nationalismus als Retter in Frage komme. Nun ist es kein Geheimnis, dass aus bestimmten Gründen manchmal die Ortsgruppen, um Ruhe zu haben und sich selbst nicht bezüglich Arbeitsstelle oder Unterstützung zu gefährden, von öffentlichen Versammlungen, ja, selbst von Mitgliederversammlungen Abstand nehmen, um bessere Zeiten abzuwarten. Dass die Massen selbst nach Aufklärung über die heutige Lage drängen und wissen wollen wie sie aus der Krise herauskommen kömmen, beweist unter anderem eine öffentliche Versammlung beider sozialistischer Parteien in Murcki am letzten Sonntag, die einen schönen Verlauf nahm und von einigen hundert Personen besucht war. Genosse Kowoll sprach über die allgemeine politische Lage, schilderte das Verhältnis, wie es war, als noch die Sozialisten Einfluss hatten und wie es jetzt beschaffen ist, wo sich die Nationalisten seit Jahren als die alleinigen Retter der Massen aufspielen. Vom politischen Lohn ausgehend, zeigte Redner an einer Fülle von Beispielen wie es zwangsläufig unter dem Nationalismus immer abwärts gehen muss und dass es nicht besser werden kann, solange wir die kapitalistische Wirtschaftsweise und die Herrschaft des internationalen Kapitals über alle heutigen Regierungen haben. Dass es auch anders geht, beweist das 17jährige Bestehen Sowjetrusslands wo die sozialistische Aufbauarbeit vorwärtsgeht und alle Staaten sich bemühen, daraus den Nutzen zu ziehen. Auch wir müssen aus den Ereignissen lernen und immer wieder den Sozialismus als die Zeitenwende betrachten, der die Befreiung der Menschheit bringen kann. Erst dann wieder gibt es Brot und Freiheit. In der Diskussion wurde auch die Frage der Einheitsfront aufgeworfen, die der Referent persönlich beantwortete, da er nicht den Entscheidungen der Parteileitungen vorgreifen wolle. Aber die Kommunisten haben es ja in der Hand, zu beweisen, dass sie es ehrlich mit der Arbeitereinheitsfront meinen, indem sie zunächst den Kampf gegen die anderen sozialistischen Parteien aufgeben, es entspricht doch nicht der Gesinnungstreue, wenn man erst die PPS und DSAP als Arbeiterverräter hinstellt, sie als Sozialfaschisten bezeichnet und dann mit ihnen die Einheitsfront bilden will. Hierauf wurde insbesondere die Lage der Arbeiter bei den Plessischen Betrieben besprochen, wozu die anwesenden Betriebsräte die erforderliche Aufklärung gaben, sodass nach mehrstündiger Dauer die Versammlung mit einem Hoch auf den Sozialismus geschlossen werden konnte.

Deutsche Theatergemeinde Katowice.

Heute Freitag, den 23. November abends 8 Uhr (Ende 11 Uhr) wird die komische Oper „Zar und Zimmermann" von Albert Lortzing zum 2. Male gespielt. Die Spielleitung hat Dr. Werner Müller, musikalische Leitung Fritz Dahm. In den Hauptrollen sind unter a. vertreten: Fritz Spier, Hans Wirth, Otto Pflugradt, Ludwig Dobelmann, Herbert Heidrich und die Damen: Hilde Geresheim und Lo Tischer. Im 3. Aufzug wird ein „Nationaltanz mit Holzschuhen" unter Mitwirkung von Ferry Dworak geboten.

Sonntag, den 25. November nachm. 3,30 Uhr (Ende 5,30 Uhr) „Die Heimkehr des Matthias Bruck" von Graff, abends 8 Uhr „Orestie" von Aeschylos für Schüler und Erwachsene. Schülern wird zu dieser Aufführung eine Ermässigung von 25% gewährt.

Montag, den 26. November abends 8 Uhr, im Abonnement A u. B „Unstern über Russland" Schauspiel von Hans Gobsch. Der Vorverkauf hat bereits begonnen.

Karten an der Theaterkasse von 9—13 Uhr und von 15—17 Uhr, Sonntag von 11—13 Uhr. Tel. 36-47. Die II. Rate des Abonnements ist Anfang Dezember fällig und an der Theaterkasse zahlbar.



Unterhaltungsbeilage des „Volkswille“



Lieber tot, als kapitulieren!

Die letzten Neun vom Kloster Maria / Aus den Tagen der spanischen Revolution

In Saint-Nazaire, dem französischen Seehafen an der Mündung der Loire, ist dieser Tage ein durch Sturm und Wetter schwer beschädigter Fischerkutter eingelaufen, dessen Besatzung aus neun spanischen Flüchtlingen der Revolution bestand. Nachdem die Leute, die einen ziemlich erschöpften Eindruck machten, sich durch Einnahme der ihnen gebotenen Speisen und Getränke wieder etwas gestärkt hatten, wurden sie dem Polizeikommissar der Stadt zum Verhör vorgeführt. Es handelt sich durchweg um Arbeiter, die unter recht abenteuerlichen Umständen aus ihrer Heimat geflohen sind, bis sie endlich nach grossen Leiden und Entbehrungen in Frankreich an die Küste trieben.

Die Besatzung von Santa Maria...

Die Funken des Aufstandes, der zuerst in Mittel- und Südspanien ausbrach, sprangen allmählich auch nach Bilbao im nördlichen Spanien über. Da man bereits seit längerer Zeit mit der Revolution gerechnet hatte, klappte die Organisation, als eines Abends plötzlich die Parole zum Aufstand ausgegeben wurde, zunächst vorzüglich. Die Polizeistreitkräfte der Stadt wurden in die Verteidigung gedrängt, zum Teil sogar in ganzen Abteilungen gefangen gesetzt, während gleichzeitig die Detachements der bewaffneten Arbeiter die verschiedenen strategisch wichtigen Punkte der Stadt besetzen.

Eine Abteilung von 15 Mann wurde auch in das alte, verlassene Kloster von Santa Maria ausserhalb der Stadtgrenze von Bilbao gelegt. Sie hatte die Aufgabe, die wichtige Zuffahrtstrasse zu bewachen und zu verteidigen und das Herannahen von grösseren Truppenabteilungen, die von der Regierung zum Entsatz der Stadt geschickt werden würden, sofort dem Revolutionskomitee mitzuteilen.

Die Verbindungen rissen ab.

Die Besatzung des Klosters hatte verschiedentlich heftige Kämpfe mit kleineren Truppenabteilungen zu bestehen, deren Anmarsch sie zwar aufhalten, aber nicht verhinndern konnten. Diese Kämpfe dauerten fast ununterbrochen drei Tage und drei Nächte lang. Die ganze Zeit über erhielt die tapfere Besatzung weder Befehle noch Nachrichten über den Stand der Revolution. Alle Verbindungen schienen abgerissen zu sein, und so blieb den Leuten nichts anderes übrig, als ganz nach eigenem Gutdünken zu handeln.

Am Morgen das vierten Tages erschien eine grosse Truppenabteilung, die das inzwischen ausgebaute und fest verschanzte Kloster sofort von allen Seiten zernierte. Es wurden nur wenige Schüsse gewechselt. Plötzlich tauchte dann ein Parlamentär mit der weissen Flagge am Eingang des Klosters auf, der mit dem Anführer der Aufständischen zu verhandeln wünschte. Wie sich herausstellte, handelte es sich um die Aufforderung, sich bedingungslos zu ergeben. Diese Forderung wurde in Form eines auf fünf Stunden befristeten Ultimatums gestellt. Jeder Widerstand sei unsinnig, da der Aufstand in der Stadt bereits zusammengebrochen sei.

„Wir kapitulieren nicht...!“

Dass irgend etwas nicht in Ordnung war, hatte man gleich vermutet, als jegliche Nachricht vom Hauptquartier ausblieb. Trotzdem konnte es sich um eine Kriegslist von seiten des Truppenkommandeurs handeln, der sie auf diese Weise aus ihrem strategisch wichtigen Posten herauslocken wollte. Nach kurzer Beratung beschloss man daher, zunächst einmal einen heimlich in die Stadt zu schicken, der dort Erkundigungen einziehen sollte. Dieser Partouillengang war äuserst gefährlich, musste aber gewagt werden. Das Los fiel auf einen jungen Arbeiter. Der Mann ist von seinem Gang nicht mehr zurückgekehrt.

Mit fiebrigen Augen und das Gewehr an der Wange, um gegen jeden Ueberfall vorbereitet zu sein, standen die Leute von der Besatzung hinter den schmalen Fenstern in den dicken Turmauern des Klosters, die ihnen als Schiessscharten dienten. So verging die Frist des Ultimatums. Wenige Minuten nach Ablauf der Zeit erschütterte dann die erste heftige Detonation das Gemäuer: die Regierungstruppen schossen mit Artillerie. Schuss auf Schuss krachte nun in ihr Versteck hinein. Die alten, morschen Balken splitterten und brachen zusammen. Ganze Quadersteine fielen von oben auf die heldenmütigen Verteidiger. Schreckensrufe und lautes Stöhnen der Getrofferen hallten durch das enge Verlies. Aber sie blieben ihrer Parole treu: lieber tot, als kapitulieren.

Die Flucht gelingt.

Fünf Mann haben ihre Treue mit dem Tod bezahlt. Die Ueberlebenden flüchteten, als alles zusammengeschossen war, nach unten in einen Keller. Von dort aus sollte der Versuch gemacht werden, durch einen Graben ins Freie zu gelangen. Stundenlang gruben und schaufelten die Gefangenen der Tiefe. Nur ganz langsam gelang es ihnen, einen Stollen in das Erdreich vorzutreiben, weil sie überall auf Felsgestein stiessen, dass sie nur unter Lebensgefahr mit Dynamit hätten prengen können. Ausserdem sollten die eingedrungenen Truppen, die sie bestimmt als tot unter den Trümern wähnten, durch eine Explosion nicht auf sie aufmerksam gemacht werden.

Gegen Morgengrauen geschah dann das Unwahrscheinliche. Plötzlich öffnete sich vor ihnen im flakkernden Licht der Fackel, bei dem sie bisher wie irrsinnig gegraben hatten, ein langer, finsterer Gang. Wahrscheinlich handelte es ich um einen früheren Geheimgang des Klosters. Auf allen Vieren kriechend, Mann hinter Mann, arbeiteten sie sich viele hundert Meter durch den feuchten, dunklen Schacht unter der Erde durch. Der Gang führte auf freies Feld. Als sie statt des modrigen Gestankes wieder frische Luft atmeten und ihre Blicke rückwärts wandten, sahen sie hinter sich die rauchenden und schwelenden Trümmern von Santa Maria.

Im Fischkutter durch die Stürme der Biskaya...

Die letzten Neun setzten trotz ihrer Erschöpfung die Fluch fort. So gelangten sie schliesslich nach dem kleinen Hafenort Portugalete. Dort hielten sie sich bis zum Einbruch der Dunkelheit verborgen. Dann bemächtigten sie sich eines Segelkutters und schlossen sich der Flottille der Fischerbote an, die zum Nachtfang hinausfuhr. Nur auf diese Weise konnte ihnen die Flucht vor den spanischen Behörden gelingen, auf einem anderen Schiff wären sie bei der scharfen Kontrolle, die die Truppen durchführten, unweigerlich gefasst worden. Zwei Tage und zwei Nächte kämpften sie nun zunächst mit den Stürmen der Biskaya um ihr Leben. Bei Dunkelheit trieben sie an die Küste. Da ihnen jedoch die Franzosen, gemäss der Weisung aus Paris, wonach spanische Flüchtlinge südlich der Loire französichen Boden nicht betreten dürfen, die Landung verboten, schifften sie sich von neuem ein. Ueber Bordeaux und längst der Westküste Frankreichs dauerte dann die Irrfahrt noch fast drei Wochen, bis die Flüchtlinge von Bilbao endlich in Saint-Nazaire die Loire und damit die französische Freigrenze für spanische Revolutionäre erreicht hatten.

Sozialismus

Wer dich ersticken will, du heilge Flamme,
Der muss der Menschen unruhvoll Geschlecht
Mit millionenfachen Händen würgen
Und kann mit seiner Stärke doch nicht bürgen,
Dass an des Lebens ewig grünem Stamme
Ein neuer Spross nicht heischt das alte Recht.
Solang Lebendiges in Ketten ächzt,
Muss jeder Tag die Freiheit neu gebären,
Wenn nach Gerechtigkeit die Seele lechzt,
Kannst du nur ihr den vollen Trank gewähren,
Du Ziel und Blüte edler Menschlichkeit.
Prometheus litt für dich die blutgen Qualen,
Der Christ sprach dir sein brüderlich „Vollbracht!“
Urschöpfergüte hat mit deinen Strahlen
Der Liebe Opfergluten angefacht.
Die dich bekämpft in Hass und irrem Wahn,
Cäsaren, Könige und Narren modern,
Doch deine hellen Siegesfackeln lodern
Den Erdgebornen zu der Götter Bahn.

Otto Kritle.

Auf der Strasse gesehen

Der Blinde.

Wieder ist es früh am Morgen.

Ueber den Marktplatz, in aufrechter steifer Haltung, die leeren Augenhöhlen irgendwo in die Ferne gerichtet, mit kurzen Stockschlägen auf das holperige Pflaster den Weg suchend, tastet zögernd ein Blinder. Das Geschrei der Marktleute gellt an seine empfindsamen Ohren.

Eine Dame greift lässig in die Tasche und gibt ihm eine Münze. Er lässt sie achtlos auf den Boden fallen. Er ist kein Bettler.

Ein Strassenjunge hascht gierig nach dem Geld und rennt dann in eine Seitengasse.

„Schöne Maschansker! Schöne Maschansker!“ lockt in singendem Tone eine Oebstlerin.

Der Blinde bleibt vor dem Stand stehen.

„Haben Sie rote Aepfel?“ fragt er mit leiser Stimme.

Freilich, gnä Herr, wieviel brauchen S denn?“

„Ein viertel Kilo, aber bitte, schöne, rote.“

Die Oebstlerin schneidet eine Fratze. Sie hat mindestens ein Kilogeschäft erhofft. Achtlos nimmt sie einige Aepfel von einem grossen Haufen und wägt sie ab. Es ist kein einziger „Roter“ darunter. Gelb und runzelig liegen sie auf der Wagge.

Der Blinde nimmt sie in Empfang und zahlt.

„Sind sie rot?“ fragt er nochmals.

„Aber freilich, gnä Herr!“ Und auf ihrem Gesicht kann man lesen: Was der für zwanzig Groschen alles will!

Der Blinde tastet sich weiter. Er beisst herzhaft in einen der Aepfel. Der Apfel schmeckt ihm, das verrät sein Gesicht.

Die Menschen sind gut, muss er denken.

*

Papier.

Ein Zeitungsblatt flattert auf der Strasse.

Eine Frau ist hinter ihm her.

Schon hat sie es erreicht, da fegt ein Windstoss es weit ab.

Die Frau gibt nicht nach. Sie muss es erhaschen.

Dieses Zeitungsblatt und einige andre, die sie vorher gesammelt, bedeuten für sie — einmal unterzünden.

*

Weggenossen.

Es ist früh am Morgen.

Zwei Männer gehen, trotz der schon wärmenden Sonne, fröstelnd die Häuserzeilen entlang.

„Hübsch kühl war's heut' nacht im Beserlpark“.

„Ka Ruah hat ma von der Schmier.“

Da bückt sich der eine, hebt ein Stück Brot auf, das im Rinnsal liegt. Er putzt es mit seinem Aermel ab, bricht es auseinander.

Dann reicht er die eine Hälfte seinem Gefährten.

Kauend setzen sie ihren Weg fort.

Friba.

Die Krebssterblichkeit

Oft hört man den Gedanken vertreten, durch die fortschreitende Zivilisierung werde die Widerstandskraft des menschlichen Körpers geschwächt und die Verbreitung von gewissen Krankheiten begünstigt. Besonders der Krebs soll in den letzten Jahrzehnten zu einer immer häufigeren Krankheit geworden sein.

Ein oberflächlicher Blick in die Statistik scheint diese Meinung zu bekräftigen. Im Jahre 1901 starben in der Schweiz 4095 Personen an Krebs, im Jahre 1932 5841. Selbst wenn man die Vermehrung der Bevölkerung von 3,3 Millionen im Jahre 1900 auf 4 Millionen im Jahre 1930 berücksichtigt, wären für das Jahr 1930 bei gleichbleibender Krebssterblichkeit bloss 4900 Todesfälle durch Krebs zu erwarten gewesen.

In Wirklichkeit geht dank der medizinischen Fürsorge die Krebssterblichkeit eher zurück. Wenn man nähmlich die Krebssterblichkeit nach Altersklassen berücksichtigt, erkennt man, dass 1901 bis 1902 im Alter von 30 bis 39 Jahren 2 Männer und 3,7 Frauen auf 10.000 Lebende an Krebs verstorben sind; im Jahre 1929/1931 waren es bloss 1,5 Männer und 2,4 Frauen. Und in der Altersklasse von 50 bis 59 Jahren lauten die entsprechenden Ziffern 38,3 Männer und 32 Frauen 1901/1902, und 34,6 Männer und 27,7 Frauen 1929/1932.

Der scheinbare Widerspruch zwischen dem der absoluten Zunahme der Krebssterblichkeit und der Abnahme der Krebssterblichkeit nach Altersklassen lässt sich sehr leicht erklären. Die Menschen werden dank der Fortschritte der Medizin immer älter. Und dass der Krebs eine ausgesprochene Alterserkrankung ist, muss mit zunehmender Alterung der Bevölkerung der Anteil des Krebses an den Todesursachen zunehmen. Früher sind die Menschen in der Jugend gestorben und entgingen so der Gelegenheit, an Krebs zu erkranken. Im Jahre 1876/80 betrug die mittlere Lebensdauer der Männer 40,6 und der Frauen 43,2 Jahre; in den Jahren 1920/1921 stieg die mittlere Lebensdauer der Männer auf 54,3 und jene der Frauen gar auf 57,5 Jahre. Nur deshalb, weil wir alle im 20. Jahrhundert durchschnittlich 14 Jahre älter als noch vor 50 Jahren werden, wird der Krebs häufiger.

Allerdings ist der Krebs als Todesursache nicht so zurückgegangen, wie die Tuberkulose. Im Deutschen Reich betrug die Zahl der Todesfälle an Krebs im Jahre 1910 50.419 und stieg bis 1930 auf 76.567; im gleichen Zeitraum auf dem gleichen Gebiet nahm dagegen die Zahl der Todesfälle an Tuberkulose von 104.322 auf 50.646 ab.

Die Zahl der Todesfälle an Krebs ist statistisch um so geringer, je niedriger der Kulturstand des betreffenden Landes ist. Diese Tatsache ist nicht auf das geringe Auftreten des Krebses, sondern auf mangelhafte ärztliche Diagnosen zurückzufähren. Je primitiver die Verhältnisse eines Landes sind, um so leichter werden als Todesursache Krebserkrankungen übersehen.

Die zunehmende Krebssterblichkeit ist nur insofern eine Zivilisationserscheinung, als mit zunehmender Zivilisation das durchschnittliche Lebensalter der Menschen zunimmt und deshalb der Krebs häufiger unmittelbare Todesursache wird.

Die Schlangen

Von **V. Sortal.**

James Claridge war ein gescheiter besonnener Mann Anfang der Dreissig, zu Spässen wenig aufgelegt. Ich lernte ihn vor einer Reihe von Jahren in Sydney kennen, und ich betone seinen selbstsicheren Ernst deshalb, weil die nachfolgende Geschichte Veranlassung geben könnte, einen unklaren Kopf oder gar einen Aufschneider in ihm zu sehen.

Ich war, erzählte James Claridge, eine Zeitlang in Broken-Hill beschäftigt, einem kleinen Ort inmitten der Stanley-Kette, im äussersten Nordwesten von Neu-Süd-Wales. Der Bungalow, in dem ich Unterkunft gefunden hatte, gehörte einem Manne namens Thomson und lag am Rande der Stadt. Thomson bewohnte das ziemlich geräumige Haus allein mit seiner Wirtschafterin, einer böse blickenden rothaarigen Irin, die dem Alter nach, meine Mutter hätte sein können. Den schweigsamen, offenbar etwas schrulligen Thomson sah ich fast gar nicht; ich kam nur mit dieser Frau in Berührung, sie war mir überaus unsympathisch, aber ich muss der Wahrheit gemäss gestehen, dass wir niemals Differenzen hatten. Brachte ich einen bescheidenen Wunsch vor, — denn ich bin kein anspruchsvoller Mensch —, so wurde er wortlos erfüllt. Die kurzen Gespräche, die wir miteinander führten, zeichneten sich durch unübertreffliche Monotonie aus. Sie sprach sehr leise, ohne jede Hebung und Senkung des Wortfalls, es fröstelte mich immer ein wenig bei solchen Unterhaltungen, und das Frösteln wurde zur unangenehmen Kälte, wenn ich in ihre Augen sah. Stahlgrau und hart waren die Augen. Sie stachen nicht, nein, sie blendeten kalt über mich hinweg. Tu, was du magst, schienen die Augen zu sagen: wenn ich dich fassen will, dann fass' ich dich.

Das sind keine Empfindungen, die ich nachträglich behaupte. Ich habe während meines Aufenthalts in dem Hause oft über diese ruhige, aber unausstehliche Frau nachgedacht; es finden sich sogar einige Bemerkungen in meinem Tagebuch. Allerdings fühlte ich mich nie belastet. Man kommt im Leben mit so vielen Menschen zusammen, die man lieber von hinten als von vorn sieht, dass es lächerlichste Energievergeudung gewesen wäre, sich wegen des bösen Blicks einer Wirtschafterin zu beunruhigen oder gar zu quälen.

Ich tat das auch nicht, als Jimmy, ein ortsansässiger Neger, der mir bei meinen Landvermessungsarbeiten Handlangerdienste leistete, eine Schauergeschichte auskramte. War es verwunderlich, dass über den alten Thomson und seinen irdischen Cerberus geredet wurde? Hier schlichen zwei bejahrte Leute, mürrisch gemacht oder vergiftet von irgendwelchen Widrigkeiten des Daseins lautlos durch ihre Räume. Wenn diese in Broken-Hill wohlbekannte Hausatmosphäre einen leidlich intelligenten Grosstadtmenschen zu Tagebuchnotizen veranlasste, was musste sie dann im Gehirn eines Schwarzen anrichten, der im Busch aufgewachsen war.

„You have'nt seen it?" fragte Jimmy geheimnisvoll. „Schauen Sie nach, Sir. Brauchen keine Brille, um zu sehen, dass ich Wahrheit spreche. Mitten auf Sitz von grauem Sessel in Ihrem Zimmer. Grosser dunkler Fleck. Das ist sein Blut."

Mehr zur Unterhaltung als aus Neugierde nahm ich den Faden auf. „Ein amerikanischer Ingenieur ist es gewesen, sagst du?"

„Jawohl. Haben hier mal in der Erde gewühlt. Gold. Fanden aber keins. Der Amerikaner war der Boos. In Ihrem Zimmer ist er ermordet worden. Lag auf den Knien, über Sessel gestürzt. Aus seiner Brust floss das Blut."

„Er wird sich selbst erschossen haben, Jimmy."

Der Neger verzog sein Gesicht zur Grimasse. Ganz Ueberlegenheit war er in diesem Augenblick.

„Sir, was Menschen sagen, nicht immer richtig ist. Soll sich selbst erschossen haben. Ja. Sagte man damals, sagt man heute. Revolver war in seiner rechten Hand. Aber Jimmy weiss besser. Sieht durch sieben Wände. Es war Thomson und die Frau mit feurigen Haaren."

„Hör mal," fuhr ich ihn barsch an, vielleicht aus Aerger, weil mir doch unbehaglich wurde, „solche Anschuldigungen können dich vors Gericht bringen. Halt den Mund und kümmere dich um deine eigenen Sachen."

Jimmy sah verdutzt vor sich hin. Eine Viertelstunde hielt er die Lippen fest geschlossen, aber es arbeitete in ihm; das war nicht schwer zu bemerken. Schliesslich trat er dicht an mich heran.

„Sir, niemals Tier auf dunklem Fleck gefunden? Käfer? Fliege? Oder gar eine Kröte?"

„Ich sagte dir schon, ich habe den Fleck noch gar nicht gesehen."

„Dann aufpassen, Sir. Werden irgendwann ein Tier darauf sitzen finden. Und dies Tier ist der Mörder."

Nun war ich es, der Ueberraschung im Blick nicht verbergen konnte. Jimmy nahm es mit Wohlbehagen zur Kenntnis. Den Anschnauzer völlig übergehend, flüsterte er mir hastig ins Ohr:

„Wissen nicht viele, aber ist so. Wenn Mörder schläft, geht seine Seele auf Wanderschaft. Wird zum Tier. Sucht Stelle auf, wo Mord geschah. Ein Käfer. Eine Fliege. Eine Kröte. Geben Sie acht, Sir."

Damit wandte er sich gleichgültig ab. Er hatte sich erleichtert.

Tatsächlich war auf dem Sitz des silbergrauen Sessels, der in meinem Zimmer stand, ein handgrosser dunkler Fleck. Aber ich entdeckte weder eine Fliege noch einen Käfer darauf; eine Kröte hätte ich sowieso nie zu finden erwartet.

Dann kam jene unheimliche Nacht, die ich so leicht nicht vergessen werde. Ich trat in mein Zimmer. Der Vollmond goss weisses Licht in die offenstehenden Fenster. Wie gewöhnlich bei Dunkelwerden, hatte die Wirtschafterin nur das Moskitogitter eingesetzt. Jedes Stück in dem beschränkten Raum war zu erkennen.

Ich gehe auf den Sessel zu, um noch eine halbe Stunde in diesem Märchenlicht wach zu träumen. Ganz gewiss ist mir, während ich langsam die paar Schritte mache, der dunkle Fleck eingefallen. Ich schaue auf den Sessel — — und fahre entsetzt zurück. Mitten auf dem Polstersitz bewegt sich ein unförmiger Klumpen, rollt sich auseinander, wird lang und dünn.

Ich springe zum Lichtschalter. In der aufflammenden Helligkeit, die den weichen Glanz des Mondes überstrahlt, seh' ich auf dem Sessel zwei schwarze Schlangen sich ringeln, offenbar ein Pärchen.

Schwarze Schlangen, eine australische Spezialität, sind ungemein giftig. Die Viecher müssen durchs Fenster gekommen sein, noch vor Sonnenuntergang, ehe das Gitter eingesetzt wurde. Ich wohne zu ebener Erde. Meinen schweren Stock hab' ich in die Ecke gestellt. Er ist griffbereit. Ich mache kurzen Prozess. Mit ein paar raschen kräftigen Schlägen zerhaue ich das Gewürm.

Die Geschichte, so schloss James Claridge, endet sonderbar. Am anderen Morgen fand man Thomson und die Wirtschafterin, eng umschlungen, im Wohnzimmer liegend. Sie waren tot.

Wahrscheinlich, setzte Claridge nach einer Weile hinzu haben sie Gift genommen.

Abenteuer in Malta

Von **E. Cartier.**

Malta besitzt zwischen der Strada Vescovo und dem Fort St. Elme ein sonderbares Stadtviertel, sehr schmutzig, aber ungemein lebendig und lärmend, es widerhallt von Gesang, vom Gezirp der Gitarren und Mandolinen, es riecht nach Anisette, nach gebratenen Fischen, und man sieht oft sehr schöne Mädchen in den engen Gässchen. Ich versäumte es nie, mich hier fast jeden Abend einzufinden, es tat mir wohl, mich aus der britischen Kühle, aus den asphaltierten Strassen, aus den Tea-rooms und Klubs hierher zu flüchten. Die Weinschenken haben grosse, weite Torwölbungen, ich suchte mir meinen Platz in einem Winkel, so dass ich mich im Freien und doch geborgen fühlte, trank den schweren Wein, knackte gesalzene, geröstete Mandeln. Und ich wartete auf Nina...

Ich begegnete ihr das erstemal in der Via Tramontana, eines Abends, da die letzten Sonnenstrahlen das graue Gestein wie in Flammen setzten, und über die platten Dächer und die schmalen Balkone sich ein goldflirrender Schleier legte. Es war die Stunde, die sich die Wäscherinnen zur Abendrast einfanden, mit Gesang und übermütigem Lachen.

Dort sah ich Nina, ein wunderschönes Mädchen braun, von runden Formen, und trotzdem schlank wie eine Nymphe, mit feurigen Schwarzaugen und einem glühroten Mund. Und der Blick, den sie mir zuwarf, setzte mich in Flammen.

Aber sie war sehr spröde, als ich sie ansprach und ihr meine jähe Liebe gestand. Sie lachte etwas mitleidig auf, sah mich an und sagte:

„Signor, du bist glücklich, weil du liebst... das genügt!"

Ich fand sie am nächsten Tage, durch Zufall, in einer kleinen Gasse bei der Arbeit. Das schmalle, baufällige Häuschen besass einen Torbogen, so dass Nina im Freien arbeiten konnte. Sie plättete mit grossem Eifer, und erst als ich vor ihr anhielt, erkannte sie mich und lächelte mir zu: „Ah Signor... guten Tag!" Wegen der grossen Hitze trug sie nur ein Hemd und ein kurzes Röckchen, ihr blauschwarzes Haar war lose über dem feinen Nacken aufgesteckt, und mein Auge konnte sich an ihren herrlichen Formen erfreuen.

Sie hatte nichts dagegen, als ich ihre Hand streichelte, aber als ich kühner wurde und sie küssen wollte schnellte sie zurück wie eine wilde Katze. Aber dann lächelte sie wiederum and sagte schmeichelnd:

„Ich habe so grosser Appetit... wollen Sie mir nicht etwas zum essen bringen... für mich ... und jemand... der dort oben wohnt?"

Und dabei warf sie einen Blick nach einem Fenster im ersten Stockwerk.

Ich kehrte nach einer Weile mit einem gebratenen Huhn, einem Laib Brot und einer Flasche Zyperwein zurück. Sie nahm es lächelnd in Empfang, bot mir die Wange zum Kuss und verschwand im Hause.

Ein andermal begleitete sie mich in meine Herberge, leistete mir beim Abendessen Gesellschaft. Die Matrosen und Hafenarbeiter, die ringsum sassen, riefen uns Scherze zu, die ich nicht verstand, auf die aber Nina lachend antwortete. Als sie an einer Traube naschte, fiel ihr eine Beere in den Hemdausschnitt, zwischen die schwellenden Brüste. Ich haschte danach, und Nina hielt einen Augenblick ruhig. Dann steckte sie einige Früchte zu sich, fuhr mir schmeichelnd über die Wange und lief davon.

Seither hatte ich sie täglich gesehen, wenn der Abend schattete. Sie setzte sich zu meinem Tisch, sprach nur wenig, hörte mich mit einem seltsam starren Lächeln an, wenn ich ihr von meiner Liebe sprach. Ich wusste bereits, dass ihr nichts eine grössere Freude machen konnte, als wenn ich ihr einige Leckereien aufgehoben hatte. Wein und Obst. Sie nahm ihr rotes Kopftuch ab, band die Geschenke darein, gewährte mir einige unschuldige Liebkosungen und murmelte manchmal:

Ja, ja, Signor... ich werde dich lieben... aber du musst noch warten..."

Und dann war sie verschwunden.

Heute erinnere ich mich, dass sie damals jeden Abend seltsamer war, oft blickte sie ganz verstört. Und merkwürdig war auch, dass sie von mir nie ein Geldgeschenk annahm. Wenn ich tagsüber an dem kleinen Häuschen vorbeistrich, so sah ich sie stets allein, so fieberhaft arbeitend, dass sie gar nicht aufblickte. Und da ich ihr versprochen hatte, sie vor ihrer Wohnung nicht mehr anzusprechen, ging ich wieder meiner Wege, ohne dass sie mich gesehen hatte.

Eines Abends wartete sie bereits auf mich, mit einem völlig neuen Leuchten in den Augen, so dass mir ihr Blick beinahe wehe tat. Aber sie lächelte wie sonst, nahm mich bei der Hand und murmelte: „Heute, Signor... werde ich mein Versprechen halten... ich werde dich lieben... Aber geh zuerst und kaufe mir in dem Geschäft der Strada Mercanti an der Ecke zwei Wachskerzen."

Fünf Minuten später war ich wieder bei ihr und sie führte mich bis zu dem kleinen Haus. An der Schwelle machte sie mir ein Zeichen: „Warte hier auf mich... bis ich dich hole..." Sie nahm das kleine Paket, dankte mir, und ging in das Haus. Unter dem Torbogen hatte sie mit einer jähen Kopfbewegung das schwarze Haar frei gemacht, es rollte ihr lang über den Rücken.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Sie kam wiederum die Treppe heran und winkte mir:

„Komm nun... ich gehe voraus, um Licht zu machen."

Ich tastete mich auf der schmalen Holztreppe hinan. Als ich oben angelangt war, befand ich mich völlig im Dunkeln. Aber Nina rief: „Hier herein... komm Signor!"

Ich stiess die Tür auf...

Und ich sah Nina, mit ihren nackten Armen, über die der Lichtschein zuckte, mit ihrem schwarzen, wallenden Haar, neben dem Fussende eines Bettes stehen. Zu beiden Seiten des Bettes brannte eine Wachskerze. Und auf dem Bette lag ein Toter, in ein weisses Laken gehüllt, lang ausgestreckt...

Ich starrte wie gelähmt hin... Der Tote musste noch jung gewesen sein, trotz der Bartstoppeln konnte man wahrnehmen, wie fein und regelmässig die Gesichtszüge waren...

Und Nina stand neben dem Bett und sah mich starr an, wie ein Raubtier, das sich zum Sprung anschickt... War es Hass? Oder wollte sie mir durch diesen Anblick verständlich machen, warum ich sie nie mehr wiedersehen dürfe?

Ich wich zurück, von Furcht geschüttelt, polterte die Treppe hinab, lief die Gasse entlang bis zum Hafen... Ich hatte das Gefühl, als hätte sich der Tote aufgerichtet und glitte beständig hinter mir einher...

In einer Hafenschenke hatte man mich aufgelesen, vom Fieber geschüttelt. „Der hat den spanischen Pips!" hörte ich einen deutschen Matrosen sagen.

In der Tat blieb ich beinahe einen Monat im Spital, mit einer bösartigen Kopfgrippe. Und morgen geht der Dampfer, der mich in die Heimat zurückbringt. Nina habe ich nicht mehr gesehen...

Das reiche Sibirien

Ungeheure Kohlen-, Eisen- und Goldfunde in den Küstengebieten

Meldungen aus Moskau ist zu entnehmen, dass die mineralogischen und geologischen Expeditionen, die Anfang des Jahres aus Moskau nach Sibirien abgereist waren, ihre Aufgaben in jeder Beziehung vorzüglich gelöst haben. Es handelte sich darum, die sibirischen Küstengebiete im höchsten Norden auf das Vorhandensein von Natur- und Bodenschätzen zu untersuchen. Solche Schätze sind in ungeheuerem Umfange tatsächlich gefunden worden. Allein in dem Gebiet des Flusses Jablon — unweit der sogenannten Tungusen-Steppe — sind Kohlenvorkommen entdeckt worden, deren Ergiebigkeit auf 100 Milliarden Tonnen geschätzt wurden. Auch reiche Eisenlager wurden sowohl am Jablonfluss als auch auf der Halbinsel Kamtschatka am Pazifischen Ozean aufgefunden. In der Region von Schaitan sind gleichzeitig grosse Goldfunde gemacht worden. Es handelt sich nicht um Flussgold, sondern um Berggold, das in riesigen Körnern dort vorkommt. Es wurde beispielsweise ein Klumpen reinsten Goldes gefunden, der über 800 Gramm schwer war.

Beim Führer der deutschen Freiheitsfront!

Der Kampf im Saargebiet

Die Strassburger „La Republique“ hat nach dem Saargebiet ihren Mitarbeiter Fritz Heckert entsandt und bringt nun die Ergebnisse seiner Nachforschungen über die Stimmung innerhalb der Bevölkerung. Wir entnehmen der Reportage jene Abschnitte, die den Führer der deutschen Freiheitsfront, den vielgeschmähten Genossen Max Braun, betreffen. In den Berichten heisst es:

„Den Max Braun wollen Sie sprechen“, fragt mich ein befreundeter Elsässer, den ich darum angehe mir eine Unterredung zu verschaffen. „Augenblick mal, ich rufe an in seiner Wohnung.“

Ich habe Glück. Der Führer der saarländischen Freiheitsfront ist zu Hause. Ich möchte ihn sofort aufsuchen, er sei aber nicht „in Wichs“, meint seine Gattin, da er in der Nacht erst spät zurückkam von der Reise. Tut nichts, lasse ich sagen, ich hätte keine Toilettenbedenken.

Eine knappe Viertelstunde darauf stehe ich vor dem Haus der Arbeiterwohlfahrt, worin Max Braun und seine junge Frau Asyl gefunden haben. Ein Gebäude neuzeitlicher Konstruktion, schmucklos und geschmacklos. Das Treppenhaus ist ein Glaskasten, Front zur Strasse.

Als ich eintrete und am ersten Absatz anlange, treten mir zwei junge Männer entgegen: „Herr, wen suchen Sie?“

„Ich will zu H. Max Braun.“

„Sind Sie bestellt? Wer sind Sie?“

Ich weise mich aus. „Gut, Karl, begleite den Herrn und sieh mal erst, ob's stimmt.“

Man geht also nicht zu Max Braun wie zum französischen Konsul, bei dem gerade noch ein Dienstmädel „Wache hält“. Hier ist man vorsichtig.

Im zweiten Stock muss ich vor der Aussentür warten. „Karl“ meldet mich an. Er kommt sofort zurück. Viel freundlicher: „Gehn Se rinn, Genosse,“ meint er und grüsst knapp „Freiheit.“

Madame Braun empfängt mich. Sie spricht fliessend französisch, entschuldigt ihren Mann, er sei noch beim Kaffetrinken usw.

Ich trete ein. Eine bescheidene, kleinbürgerliche Wohnung. Aber zwei Telephone. Max telephoniert. Er ist im Morgenrock. Die Kaffeetasse steht noch auf dem Tisch. Ein mittelgroser, gut gebauter Mann. Energische Gesichtszüge, eine leicht belegte Stimme.

Das also ist der Mutige, der allein fast die Opposition in Fluss brachte, der die Einheitsfront des Proletariats schmiedete gegen die Hitlerfront, der mit wachsendem Erfolg Versammlungen auf Versammlungen abhält, der zu den bestgehassten Männern gehört, dem man nachstellte und auf dessen Kopf eine Prämie stand. Ihn unterscheidet zumindest etwas von anderen Deutschen die Jemand sind: er ist schlicht und bescheiden.

„Nehmen Sie Platz,“ beginnt er nach kurzer Begrüssung, „und, damit wir keine Zeit verlieren, stellen Sie mir Fragen.“

„Verbindlichsten Dank. Also denn: Wie steht's um ihren Kampf, wie stark sind Sie, wer ist mit Ihnen?“

„Unser Kampf schreitet rüstig fort. Die Versammlungen, die jeweils nur Samstag und Sonntag stattfinden können, haben wachsenden Andrang. Die Leute wagen es allmählich sich zu zeigen, sie haben wieder Mut, denn sie spüren es: noch ist die Schlacht für Hitler nicht gewonnen. — Wir waren bei den letzten Wahlen 1932 (Sozialdemokraten und Kommunisten) 37 Proz. stark von den abgegebenen Stimmen. Gut 30 Proz. haben wir behalten. Der Kern war gut. Nur die käuflichen Lumpen hat uns die Deutsche Front abgenommen und selbst bei denen tut sie gut, nicht allzu stark darauf zu zählen. Gehen Sie nach... (er gibt mir einige Adressen an, die ich notiere), informieren Sie sich. Sie werden meine Schätzung bestätigt finden.“

„Sie rechnen also mit 30 Prozent von der Einheitsfront für den Status quo? Ja und die 95 Proz., von denen die Deutsche Front spricht, und behauptet, sie sei aus ihren Mitgliederlisten ersichtlich?“

Max Braun lacht: „Sie sind heute angekommen? Sie werden, wenn Sie nach einigen Tagen uns verlassen, selber sehen, was es auf sich hat mit der Prahlerei von den 95 Prozent. Ich will ihnen hier nichts einreden.“

„Also gut bleiben wir bei den 30 Proz. Das ist aber noch keine Mehrheit. Wo nehmen Sie die 20—25 Proz. der fehlenden Stimmen her und was berechtigt Sie zu Ihrer Rechnung?“

„Zunächst einmal für uns: seitdem die Namen der Abstimmungsberechtigten bekannt sind, haben unsere Blockwarte und Zellenobmänner...“

„Halt, halt, was ist nun das?“

„Ach so, mit solchen Dingen sind Sie drüben in Frankreich nicht geplagt, was? Also: wir sahen uns veranlasst, genau wie die Deutsche Front, unsere Arbeit mit Methode und Uebersicht zu betreiben. Wir haben deshalb die Wohnviertel, die Dörfer, die Strassen, die Betriebe in Zellen und Blocks aufgeteilt. Jeder Block hat seinen Blockwart, jede Zelle ihren Zellenobmann, die genau wissen und beobachten müssen, wessen Geistes Kinder die ihnen zur Aufsicht oder Führung — je nachdem es sich um Feind, Freund oder Indifferenten handelt — unterstellten Personengruppen sind. Ueber diesen Vertrauensleuten stehen die Bezirks-, über jenen die Kreisobmänner usw.“

„Deutsche Gründlichkeit! Ich habe kapiert...“

„Also dank dieser Organisation sind wir in der Lage Abstimmungserhebungen zu machen, die uns zu der Ihnen gegebenen Zahl berechtigen. Und zwar auf dem Lande, wo der Terror der „Deutschen Front“ ungleich grösser ist, womöglich noch genauer als in der Stadt, wo viel mehr Unaufrichtigkeit und Falschheit zu Hause sind.“

„Und die Katholiken?“

„Ja, dort liegt die Entscheidung. Sie werden sicherlich der „Neuen Saar-Post“ Ihre Aufwartung machen. Ich möchte jenen Herren nicht vorgreifen und will Sie auch nicht beeinflussen.“

„Greifen wir trotzdem etwas vor, Herr Braun! Was hindert die Katholiken eigentlich, nach den „Heldentaten“ der Nazis am 30. Juni, nach dem unerbittlichen Kampf, die sie gegen ihre Kirche führen sich der Beglückung durch sie zu entziehen, indem sie sich für den Status quo erklären?“

„Das ist einfacher als man denkt. Die Katholiken an der Saar sind, wie wir Sozialdemokraten, wie die Kommunisten, wie alle hier, Deutsche. Gute Deutsche, denen allein der Gedanke, Status quo könnte ein Schritt sein hin zu Frankreich, entschieden zu schaffen macht, das will keiner von uns. Wir haben nun die Sicherheit und haben es erkannt: Status quo hat mit Frankreich nichts zu tun. Es ist die dritte Lösung, die uns Versailles offen lässt und die absolut nicht mehr französisches als deutsches enthält.

Nun aber sind naturgemäss bei den bürgerlichen Katholiken die nationalen Bedenken stärker als sie es sind bei den internationalistischen Proleten. **Die Sache geht aber noch über das einfache nationale Bedenken hinaus, den es fragt sich auch: wie sieht es der Vatikan. Entscheidet sich der Papst dafür den Saarkatholiken freie Aeusserung zu lassen, dann hat Hitler verspielt: entscheidet sich der Papst anders und dieses liegt im Bereich der Möglichkeit in Anbetracht der Repressalien im Reich — aber die kommen ja sowieso, gleich wie die Sache hier auch ausfällt — dann könnte die Deutsche Front siegen. Die Entscheidung liegt in der Hand der Katholiken, die selbstverständlich zu 80 Proz. antihitlerisch sind, die aber auch sich noch schrecken lassen von dem Gezeter der Pirro und Konsorten: wer Status quo stimmt ist ein Verräter an Deutschland. Sie werden ja Gelegenheit haben mit Geistlichen und Laien der katholischen Partei zu reden und dort bestätigt finden, was ich Ihnen hier sage.“**

„Wie stark rechnen Sie, H. Braun, im ungünstigsten Fall den Anteil der Katholiken für Status quo?“

„Niedrigst 15 Proz., höchst 30 Prozent.“

„Und die fehlenden 18 Prozent, denn 48 Proz. der Abstimenden von 1932 waren für das Zentrum.“

„Spiesser, Angsthasen und Ueberpatrioten.“ meint Max Braun bestimmt. „Aber alles das hängt davon ab, ob das Zentrum sich noch zeigen wird, wenn es der Abstimmung zugeht.“

„Sagen Sie mal H. Braun, wie steht es hier um den Terror und noch eins, soll ich auch beim hitlerischen Landesleiter H. Pirro vorsprechen?“

„Zu Nummer eins: dem spüren Sie mal selber nach. Wetten, dass Sie's am dritten Tage raus haben, was Terror ist? Zu Punkt zwei: **aber natürlich, zu Pirro müssen Sie gehen. Ein liebenswürdiger Junge. Er wird Ihnen eine franko-deutsche Verbrüderungsrede halten, wird sagen, dass ein Putsch unmöglich und nie erwägt wurde und wird sagen, wir Separatisten, Marxisten und Emigranten seien ein liederliches Gesindel, das in einem Autocar Platz habe.“**

„Sie reden von Putsch. Was ist's damit?“

„Also hören Sie mal her. Den Leuten der Deutschen Front ist alles zuzutrauen. Alles. Was sie heute leugnen, das tun sie morgen. Selbstredend hat die Dusche von Paris, mit der Drohung des Einzuges französischer Truppen im Falle von Gewaltsversuchen, verfucht abkühlend gewirkt. Leider ist das ja auch die einzige Sprache, die diese Herren verstehen. Aber die Putschgefahr ist damit nicht beseitigt.

Nun denken Sie aber: 40 Proz. für Status quo sind bombensicher. Das weiss Hitler in Berlin so gut wie Pirro in Homburg. Diese Blamage aber, nach den hunderten Millionen Franken, die man schon in die Saar hineingesteckt hat und nach dem Siegesgetue seit über einem Jahr, die verträgt das Gewaltregime da drüben nicht. Denken Sie nur an den Prestigeverlust im Inland, ganz abgesehen vom Ausland. Man wird also das Trommelfeuer, den Terror, die Ferienfahrten ins Dritte Reich, die Kinderaufenthalte noch steigern und wenn's doch nicht geht, wird man das Aeusserste versuchen.“

„Wer wird denn putschen?“

„Die 17.000 Mann, die in den reichsdeutschen Arbeitsdienstlagern auf Mord, Strassenkampf und ähnliche hübsche Dinge gedrillt wurden, der SA- und SS-Anhang hier und Hilfe aus dem Reich.“

„Woher wissen Sie dass?“

„Von den Hunderten dieser jungen Leute selber, die der Deutschen Front wieder davongelaufen sind, und dann durch Dokumente, die uns in die Hände gefallen sind. Glauben Sie mir, wir sind gut informert und wenn H. Pirro dem Präsidenten Knox einen Nazi als Kammerdiener zu stellen wusste, so verlassen Sie sich darauf, dass wir auch ein wenig auf dem Damm sind?“

„Wann soll der Putsch gestartet werden? Vermutet man da schon etwas bestimmteres?“

Max Braun lächelt: „Nein, man vermutet hier bei mir nur soviel: wenn er kommt, werden wir es wissen und wir werden uns nicht wie die Stallhasen abwürgen lassen.“

Damit ist unsere Unterredung an sich zu Ende. Noch eine letzte Frage: „Sagen Sie mal, H. Braun, greift Frankreich aktiv in den Wahlkampf ein?“

Max Braun, mit gemimtem Ernst: „Oh ja! Ihr H. Drouard von der franko-saarländischen Handelskammer z. B. versichert den, der es hören will: „Hitler aura les 95%; ils sont tellement boches ici.“ So ungefähr, sehen Sie, sieht die französische Hilfe aus, die wir bei Ihren Landsleuten am Platze finden!!“

In der Zeit unsrers anderthalbstündigen Gespräches ist nun aber beileibe nicht tiefe Ruhe um uns gewesen. Die Telephone schrillten abwechselnd um uns her und Madame Braun hatte alle Hände voll zu tun, abzuwehren. Eine Daktylo kam zum Diktat, meine Kollegin Genevieve Tabouils liess um ein Interview nachsuchen, Besucher kamen und gingen, ein Treiben und Laufen wie im Bienenhaus. Kein Wunder, dass man sich unten die Besucher genauer ansah.

Ich schied von Max Braun mit dem Eindruck, in ihm einen ganzen Mann kennen gelernt zu haben. Furchtlos, intelligent, von einem festen Willen beherrscht und getrieben von dem ehrlichen Ideal, dieses Saargebiet als ein deutsches Stückchen Erde frei zu halten für ein freies Deutschtum, gegen Knechtschaft und Heuchelei. Er war der erste, der den Appell zum Widerstand lancierte, er war der einzige — abgesehen von den Kommunisten, die aber noch vor Monaten die Rückkehr nach Deutschland für richtiger hielten — der kühn den Status quo-Gedanken aufgriff. Nicht seiner Person, sondern der Sache wegen. Heute hat er Abertausende hinter sich und schon tritt er bescheidener in den Rang mit anderen, die gleich ihm gegen die Tyrannei des Nationalsozialismus, die Fahne deutscher Freiheit vorantragen.

Was Prieto von seiner Flucht erzählte

Das dritte Mal ausser Landes gegangen — Und doch voller Hoffnungen für die Zukunft

Indalecio Prieto, einer der bekannten Führer der spanischen Sozialdemokratie und gewesener Finanzminister, ist der Rache der Reaktion entronnen und in Paris eingetroffen. Dort hat er dem Vertreter des Londoner „Daily Herald“ folgendes erklärt:

„Um meine Freunde nicht zu gefährden, kann ich nicht genau sagen, wie ich aus dem Gefängnis an die Küste von Biscaya angekommen bin. Das ist meine dritte Flucht aus meinem Heimatlande. 1917 kehrte ich in Folge meiner Wahl zum Abgeordneten von meiner ersten Flucht zurück. Unter der Diktatur Primo de Rivera war ich wieder im Ausland und kam 1930 als Finanzminister der Republik Spanien zurück.

Wenn ich jetzt abermals geflohen bin, so bin ich doch gewiss, dass die spanische sozialistische Bewegung sehr bald viel mächtiger sein wird, als je. Diese Gewissheit gibt mir ihre Geschichte. Die Massen wollten die letzte reaktionäre Wendung nicht ertragen. Wenn wir Führer uns diesem Massenwillen entgegengestellt hätten, wären wir weggefegt worden. Die Arbeiterschaft hatte ihre Hoffnungen auf die Republik gesetzt, aber sie wurde betrogen durch einige Parteien, die sich mit der Reaktion zusammengefunden haben. Von Illusionen sind wir jetzt geheilt, wollen aber damit nicht anderen sozialistischen Parteien, die in gesicherten Demokratien leben, ihr Verhalten vorschreiben. Unser Hauptunglück war der Zusammenbruch der katalonischen Erhebung. Der Generalstreik wurde überall geschlossen durchgeführt, aber die Arbeiter waren gezwungen, in zerstreuten Gruppen zu kämpfen. Die Geschichte der spanischen Arbeiterbewegung aber lehrt, dass sie sich von jeder Niederlage erholt und ihre Kräfte immer nur vermehrt hat.“

Die modernen Louis

Einer der Vorläufer der „Bewegung“ des Autoritäts-Fimmels, des Führertums, war der Grosse Louis, der 14. seines Namens, der Sonnenkönig der Franzosen im 17. Jahrhundert. Er soll es gewesen sein, der das Wort geprägt hat: Der Staat bin ich! Er führte Kriege, er baute mit dem Schweisse seiner Untertanen Lustschlösser, wie Versailles, usw., er zog das geknebelte Volk aus und hinterliess schliesslich einen finanziellen Trümmerhaufen. Seine Misswirtschaft hatte allerdings erst seine Nachfolger zu büssen wobei bekanntlich Louis der 16. während der französischen Revolution auf dem Schaffott endete.

Sein glänzender Hof, seine rücksichtslose „Ichwirtschaft“ fanden aber schon bei seinen Lebzeiten zahlreiche Nachahmer unter den benachbarten Fürsten. Es entstanden im heiligen deutschen Reich in vielen Residenzen Prunkbauten a la Versailles nur mit anderem Namen, wie: Solitude, Monrepos, Bellevue, Wilhelmshöhe, Sansouci und ähnliche. Die damaligen autoritären Führergestalten bauten auf Pump oder machten

sich Gelder durch Zwangsanleihen oder durch den Verkauf ihrer eigenen Landeskinder, als Kanonenfutter für fremde Mächte. Unser guter Dichter Schiller, den man heute gern zum Nazidichter umformen möchte, hat sich ja über dieses Thema in „Kabale und Liebe" hinreichend geäussert.

Selbstverständlich wurden alle diese autoritären Taten in den damaligen Zeitläuften auf das Konto des unfehlbaren, fürstlichen Gottesgnadentums gebucht. Das Volk, die Masse, hatte nur zu zahlen, zu leiden, zu schweigen. Meckerer wurden als Landesverräter ins „Konzertlager" gebracht, wenn sie es nicht vorzogen, die fürstlichen Landesgrenzen rechtzeitig zu verlassen.

Heute leben wir im Jahre des Unheils 1934, fast 300 Jahre später, als der französische Grosse Louis und seine fürstlichen Imitatoren, und wir finden nicht nur im III. Reich, sondern auch unter den eigenen Volksgenossen die gleichen Louis, die gleicher I c h-bin-der-Stadt-Menschen wieder. Sie behaupten, das Führertum in alleinige Erbpacht genommen zu haben, für sich allein die Pfründe und Fonds besetzen und besitzen zu können. In widerlicher Weise dienern sie vor und imitieren das braune System. Und während das Volk, die Volksgenossen, von Tag zu Tag immer mehr verelenden, lassen sie eine feile Presse verkünden; es geht uns von Tag zu Tag besser. Sie haben es fertig gebracht, den guten, deutschen Namen, den guten Ruf der deutschen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit bei unserem „Wirtsvolk" in Misskredit zu bringen. Denn kein Mensch, der sich noch einen Schimmer von Vernunft bewahrt hat, glaubt diesen Louis, diesen Heuchlern, die anders reden, wie sie denken und anders handeln, wie sie reden. Und genau wie ihr Vorbild „Der Staat bin ich — Louis" werden sie einen Wirtschaftstrümmerhaufen hinterlassen.

Korruptionen am laufenden Band

Danzig. Der Leiter des „Studentenwerkes", Dr. Reisdorf, ist unter Mitnahme von 13.000 Gulden verschwunden. Sofern man die Tüchtigkeit der Danziger Polizei — z. B. im Falle Hirschfeld und Berlow — zu beobachten Gelegenheit hat, ist man erstaunt, darüber, wie tatsächliche Verbrecher, unter ihren Augen verschwinden können. Der Dr. Reisdorf hat es fertig bekommen, dazu noch, samt Frau, Gepäck und 13.000 Gulden aus den Händen der Polizei zu entschwinden und sich in Rauch aufzulösen. Der Mann wird wahrscheinlich auch nie mehr gefunden werden.

Die Danziger Polizei hat unleugbar Pech in ihrem Beginnen. Es ist sehr leicht, einen unschuldigen ahnungslosen Menschen ein Verbrechen anzuhängen, einen wirklichen Verbrecher zu bekommen, aber ist sehr schwer, unmöglich für die Danziger Polizei, weil sie sich nur mit dem Austifteln neuer Provokationen gegen die Linkselemente beschäftigt, für den Verbrecherfang also allen Geistes bar ist.

Ausser dem Studentenführer mit seinen 13.000 Gulden, sind am selben Tage noch 2 kleinere Defraudanten erwischt worden, doch nur mit zusammen 3000,— Gulden.

Gesamtsumme der unterschlagenen Gelder im Freistaat Danzig per 10. November 1934: 1.569.316,— Gulden, dazu die fehlenden Staatsgelder.

ROTER SPORT

Ueberraschende Sportergebnisse: Naprzod Szopienice schlägt Zaglembie Dombrowa 2:1. — Jedność Chorzow unterliegt gegen eine Auswahlelf von Deutsch Oberschlesien mit 5:2. — Siła Łaziska Gorne gewinnt gegen Wolność Obszary 3:1.

RKS. Naprzod Szopienice — RKS. Zaglembie Dombrowa 2:1 (0:0).

Dieses Spiel wurde um die Qualifizierung zur Poln. Arbeitermeisterschaft ausgetragen. In der ersten Hälfte ging das Spiel torlos aus, wenn auch beide Mannschaften Torgelegenheiten hatten. Nach der zweiten Halbzeit ging Naprzod in die Offensive und konnte durch Christ, der der beste Mann von Naprzod war, mit 2:0 in Führung gehen. Erst kurz vor Schluss gelang auch Zaglembie ein Treffen. Das Resultat entspricht vollkommen dem Spielverlauf. Zuschauer 3000. Als Schiedsrichter fungierte Gen. Morgalla zufriedenstellend.

Auswahlelf Deutsch-Oberschlesien — RKS. Jedność Chorzow 5:2 (2:2).

Anlässlich ihres Stiftungsfestes hatte Jedność eine Auswahlelf von polnischen Arbeitersportlern aus Deutsch-Oberschlesien zu Gaste. Letztere konnten das Spiel mit obigem Resultat für sich entscheiden. Durch ihre rege Spielbetätigung ist eine ständige Aufwärtsentwicklung der westoberschlesischen Arbeitersportvereine unverkennbar. Hiervon zeugt auch ihr Abschneiden gegen den oberschlesischen A-Klassenmeister Ruch Wielkie Hajduki, wo sie am Vor-Sonntag nach offenem Spiel nur mit 2:1 unterlagen.

RKS. Wolność Obszary — RKS. Siła Łaziska Gorne 1:3 (0:0).

RKS. Gwiazda Borki — RKS. TUR Mysłowice 2:1 (0:1)

Die weiteren Sportresultate um die Herbst-Meisterschaft des Śl. RSKO. in der A-Klasse waren:

RKS. Siła Giszowiec — RKS. TUR Szopienice 0:2 (0:0)

RKS. Naprzod Chorzow — RKS. Przyszłość Domb 2:0 (1:0).

in der B-Klasse:

RKS. Siła Janow — RKS. Fryzjerski Katowice 3:1.

Am kommenden Sonntag wird am „Rozwoj"-Platz das Spiel um die Meisterschaft in der B-Klasse zwischen **Druk. K. S. Typografja — R. K. S. Fryzjerski** ausgetragen.

Handball:

RKS. Freie Turner Katowice — EAV. Chorzow 7:5(3:3).

Ein Achtungserfolg errangen die Chorzower gegen die Kattowitzer Turner. Nachdem die Chorzower in dem vergangenen Jahre zwei mal hoch geschlagen wurden, hatten sie in diesem Jahre an Spielstärke erheblich gewonnen und zwangen die Gastgeber ganz aus ihrer Reserve, die sie sich anfänglich auferlegten, heraus und konnten auch eine 5:4 Führung herausholen. Vor dem Endspurt der Turner mussten sie jedoch kapitulieren. Die Reserven beider Vereine trennten sich Unentschieden 3:3.

Beginn der Ping-Pong Saison:

Die Wintermonate in denen der Handballbetrieb ruht, sollen nicht ungenutzt verstreichen. Viele Vereine die ihren Platzbetrieb einschränken, haben sich auf Brettspiele verlegt. So hatten die Freien Turner Kattowitz das Arbeitsdienstlager der Jungmännervereine zum Rückspiel bei sich. Diesmal konnten die Turner einen klaren 7:2 Sieg landen. Die Begegnung zwischen RKS. Siła Janow und den Kattowitzer Turnern endete 5:4 für Janow.

Turnen:

Nach vielen Bemühungen der Vereinsleitung der Freien Turner Katowice ist es derselben gelungen, wieder über eine Städtische Turnhalle verfügen zu können. Nach einer vorläufigen Regelung findet der Turnbetrieb jeden Donnerstag von 8—10 Uhr abends in der Mittelschule statt. Es wird hiermit zu regstem Besuch der Turnstunden aufgerufen.



Wieder eine klerikal-liberale Regierung in Belgien

Der, mit der Regierungsbildung betraute frühere Politiker Jaspar hat dem König seine Mission zurückgegeben, worauf letzterer den, ausserhalb des Parlaments stehenden früheren, Ministerpräsidenten Theunis mit der Kabinettsbildung betraute, der eine Regierung aus Liberalen und Katholiken zusammensetzte, die der König auch billigte. Es soll ein Kabinett der nationalen Einheit sein, unterscheidet sich aber in nichts von der vorhergegangenen Regierung, wobei alle Gegensätze, bezüglich der Finanzsanierung, bestehen bleiben. Man hat den Eindruck, dass es sich nur um ein Geschäftskabinett handelt, bis Neuwahlen durchgeführt werden.

VERSAMMLUNGS-KALENDER

Holzarbeiter.

Kattowitz. Sonnabend, den 24. d. M. 7 Uhr, im Central-Hotel Mitgliederversammlung. Pünktliches Erscheinen aller Kollegen ist Pflicht.

Herausgeber: Deutsche Sozialistische Arbeiterpartei in Polen Bezirk Oberschlesien, Katowice, Dworcowa 11 — Schriftleitung Johann Kowoll, für den Inhalt und Inserate verantwortlich: Gerhard Pawellek, beide in Katowice, Dworcowa 11 Druck: „Drukarnia Ludowa", Spółdz. z odp. udz., Katowice

Nationale Besessenheit

Wir wollen uns heute nicht mit den nationalen Heroen befassen, die durch Volksaufklärung und Propaganda Zwangslektüre für die reifere und unreife Jugend geworden sind. Der Tag wird kommen, wo man diesen nationalen Vorbildern die Maske herunterreissen und sie und ihre heroische Zeit als nationalen Irrtum erkennen wird. Nein, wir wollen uns hier im Lande mit den nationalen Besessenen befassen. Da sind zu allererst die Weiber. Der gute Schiller, dessen Namen man gerade jetzt wiedermal für nationalistische Zwecke missbraucht — dass er die revolutionären „Räuber", den Korruptionsskandal „Kabale und Liebe", und den individualistischen „Don Carlos" geschrieben hat — übergeht man grosszügig — dieser selbe Schiller spricht von Weiberhyänen, die vom Blutrausch besessen, um die Guillotine die Carmagnola tanzen. Es ist kein Wunder, wenn gerade sie stärker der Nazisuggestion erlegen sind, sind sie doch von jeher bereit, jeden Schönredner, Schauspieler und Propheten gläubig anzubeten. Die Weiber sind durch den heroischen Krieg zum grossen Teil aus dem natürlichen menschlichen Kreislauf ausgeschaltet. Millionen Tote und Krüppel, Menschen im besten Mannesalter, fehlen als Ehepartner, und ein gewaltiger Ueberschuss an Frauen, an unbefriedigten Frauen, ist die Folge. Diese armen, irrenden Seelen, um ihr Lebensglück betrogen, fallen heute, wie die Gerichtsverhandlungen beweisen, auf jeden Scharlatan, Glücksritter, Heiratsschwindler herein. Sie opfern ihm ihre letzten Spargroschen. Und wenn er auch nichts hält, was er versprochen; den armen gläubigen Seelen genügt es, die Hoffnung gehabt zu haben, am Ziel ihrer Wünsche gewesen zu sein. Noch schlimmer, als im III. Reich, ergeht es den mannbaren völkischen Frauen in Polen. Die s. Z. erfolgte massenhafte Auswanderung der jungen Optanten vergrösserte noch die Zahl der Sitzenbleibenden. Und umso besessener, um so nationalistischer gebärden sie sich hier im Lande.

Die zweite Gruppe der armen eingebildeten, am „Geiste" Kranken sind die Jungen. Die Jungen, im Kriege vaterlos aufgewachsen, im wahren Sinne „zuchtlos", nun glauben sie wie in ihren Kinderjahren, Räuber und Soldat oder Indianer auf dem Kriegspfade auf politischem Boden spielen zu müssen. Sie können hier bei uns sich nicht so geben, wie sie gerade möchten und tarnen ihre heimlichen S-A Wünsche bis auf gelegenere Zeiten. Aber wie sich ihre kindlichen und kindischen Spiele bestialisch offenbaren, zeigen uns die Heldentaten in Danzig. Mit blutrünstigen Reden, hinterhältigen Ueberfällen, organisierten Niederträchtigkeiten, toben sie sich gegen die „Andersartigen" aus, geschützt durch eine Partei-Justiz. Und ganz besonders zeichnen sich leider in vielen Fällen aus Polen stammende, völkische Studenten aus, die durch Spitzeldienste und Angebereien sich bei der Bewegung beliebt machen wollen.

Die dritte Gruppe gehört zu jener gefährlichen Sorte, die, „arm am Geiste", sich während des sogenannten Stahlbades als Heimkrieger, Unabkömmliche, Etappenschweine mit dem Zivilverdienstorden am weissschwarzen Bande brüsten konnten. Zahlreiche dieser Volksgenossen sehnen jene Notzeiten herbei, wo sie nur für runde, echte Goldzechinen sich bewegen liessen, etwas von ihren verheimlichten Fettigkeiten abzugeben oder ausserhalb ihrer Garnisondienstobliegenheiten dicke Geschäfte auf eigene Rechnung machten. Es sind uns auch Fälle bekannt, wo diese heute Nationalbesessenen, die, ihnen anvertrauten, Heeresgüter nach der Revolution den eigenen, rückkehrenden Soldaten entzogen und sie gegen Edelvaluta an eine fremde Macht verschoben haben. Diese Sorte ist heute besonders rührig, und sie haben es auch besonders nötig.

Nur aus der mangelnden „Zivilcourage" aber ist es zu verstehen, wenn diejenigen Peges, die sich noch einen Rest von Denkkraft erhalten haben, zu feige sind, sich öffentlich von der Infektion des nationalen Irrsinns freizumachen. Und ihre Zahl wächst von Tag und Tag. Es ist aber auch wirklich eine irrsinnige Zumutung der gleichgeschalteten Zeitungsschmierer: auf der einen Seite jammern sie über den Kirchenterror — auf der anderen bejubeln sie den nationalen Befehl, für den obersten Kriegsherrn in den Kirchen öffentlich zu beten.

Diese Volksgenossen werden, wenn der Tag des Schlammassels hereingebrochen ist, die ersten sein, die sich bei uns wieder anbiedern wollen. Und die das schon immer gewusst und gesagt haben, wollten. Wir werden sie dann ebenso, wie die anderen, am Geiste Kranken, nach ihrem nationalen Verdienst behandeln. Im alten, heute ja „unmöglichen" Testament, ist uns der Weg gewiesen in ihrer Behandlung. Ein gefangener Stadtkönig wird vor den Sieger geführt und von ihm befragt: was hättest du mit mir getan, wenn ich in deine Hände gefallen wäre? Der Gefangene antwortete: ich hätte dich nach Kriegsrecht behandelt! Und es geschah ihm nach seinen eigenen Worten.